Landes-
bibliothek
Coburg

D. III. 9.
5225
i'
49
Coburger Landes-Bücherei

Lebensscenen
aus
der wirklichen Welt.

Vom

Verfasser der Emilie Sommer.

Zehntes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1789.

Coburger
Landes-
Bücherei

Inhalt.

Der Sieg der gerechten Sache. Sechs und vierzigste Scene. S. 1.

Die unterirrdische Familie. Sieben und vierzigste Scene. S. 55.

Die

Inhalt.

Die Folgen des Magnetismus. Acht und vierzigste Scene. S. 113.

Der Bettler. Neun und vierzigste Scene. S. 169.

Rachsucht und Eifersucht. Funfzigste Scene. S. 227.

Der
Sieg der gerechten Sache.

Sechs und vierzigste Scene.

In den Staaten eines der größten Fürsten Teutschlands lebte der Graf Burkhausen, welcher General in den Diensten dieses Fürsten war. Er vermählte sich zweymal. Mit der ersten Gemahlin zeugte er einen Sohn, Ewald von Burkhausen, und eine Tochter, die Wilhelmine hieß. Diese wurde in der Folge an einen gewissen Grafen von Römer verheirathet, welcher etliche und vierzig Jahr älter war, als sie. Zum zweytenmale aber heirathete der General eine verwittwete von Langen, die ein sehr reizendes Fräulein, mit Namen Amalie, von ihrem ersten Gemahl hatte.

Aus Liebe zu seiner zweyten Braut fand der General für gut, auch seinen Sohn Ewald, mit Amalien zu vermählen, und beyde Ver-

bindungen wurden an einem Tage vollzogen. Nur mußte es in Ansehung des Sohnes vor der Hand bloß bey der priesterlichen Einsegnung bleiben; denn der junge Bräutigam war erst achtzehn Jahre alt, und die Braut stand noch im dreyzehnten. Da nun der General ein überaus großes Vermögen besaß, so ließ er den Tag nach der Vermählung seinen Sohn auf Reisen abgehen, und bestimmte ihm sechs Jahre zu seiner Abwesenheit.

Als diese Zeit verflossen war, kam der junge Burkhausen zurück, und wohnte nun auch seiner jungen schönen Gattin ehelich bey. Zum Soldatenstande hatte er niemals Lust gehabt; der Fürst beförderte ihn also zum Landshauptmann; denn er war ein gelehrter Herr, und hatte sich auf seinen Reisen viel brauchbare Kenntnisse erworben.

Bald darauf starb der General, ohne das Vergnügen zu erleben, einen Enkel zu sehen, worauf er sich doch so sehr gefreuet hatte. Er hinterließ ein großes schönes Landgut, welches nun der junge Burkhausen bezog, und wohin er auch seine Schwiegermutter die Generalin zu sich nahm.

Ganzer

Ganzer zwanzig Jahre über war das Harren unserer jungen Eheleute auf Nachkommen umsonst. Die Landshauptmännin fing an, sich deswegen zu härmen, und ihr Gemahl war ganz trostlos darüber, daß er keine Erben bekommen sollte. Man reiste in verschiedene Bäder, fragte die Aerzte um Rath, brauchte allerhand Mittel gegen die Unfruchtbarkeit. Aber alles vergebens. Alle Hoffnung auf die Erfüllung ihrer brennenden Wünsche hatten nun die guten Eheleute verloren, als endlich die Vorsicht sich noch über ihren trostlosen Zustand zu erbarmen schien.

Burkhausen reiste Geschäfte halber in die Residenz, und weil er einige Wochen dort zu bleiben gedachte, so nahm er auch seine geliebte Gattin mit dahin. Kaum waren sie nun hier angekommen, so zeigten sich bey der Landshauptmännin allerhand Zufälle, welche die Aerzte für Kennzeichen der Schwangerschaft erklärten. Ganz ohne gleichen war die Freude, welche sie und ihr Gemahl darüber empfanden. Burkhausen that, so schnell er konnte, seine Geschäfte in der Residenz ab, und eilte wieder auf sein Landgut zurück,

rück, um dort seine Gemahlin desto besser abwarten zu können. Die Zufälle dauerten fort; auch die Generalin erkannte sie für Zeichen der Schwangerschaft, und die Landshauptmännin ertrug die Beschwerlichkeiten, so damit verbunden waren, mit solchem Vergnügen, als ob sie sich in dem allerbehaglichsten Zustande befände. Nicht nur in dem Hause des Landshauptmanns, sondern auch in der ganzen umher liegenden Gegend ergriff allgemeine Freude über diese glückliche Begebenheit, die Herzen aller derer, welche mit dem Burkhausischen Hause bekannt waren; denn es gab wenig Menschen, die, wenn sie einmal mit der Landshauptmännin bekannt wurden, sie um ihres vortreflichen Charakters willen nicht liebten und verehrten. Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, jedermann hatte sie durch ihre Menschenfreundlichkeit und Güte sich zu Freunden gemacht.

Desto größer war nun aber auch das allgemeine Schrecken darüber, als unversehens die Landshauptmännin im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft einen höchst gefährlichen Fall auf einer Treppe that, der aber doch

doch ohne alle äußerliche Beschädigungen abgieng. Nur ihr ungemeines Schrecken darüber ließ allerdings traurige Folgen für die Zukunft davon fürchten.. Alles gerieth hierüber in Allarm, und jedermann war für ihre Hülfe und Sicherheit besorgt. Aerzte und Wundärzte wurden herbey geholet, und alle mögliche Bemühungen wandten diese an, den gefährlichen Folgen dieses Zufalls vorzubeugen. Eine Menge Damen aus der Nachbarschaft besuchten sie, um ihr die wärmste Theilnahme an ihren Umständen zu bezeigen. Nichts übertraf die Emsigkeit dieser Frauenzimmer, womit sie die Untersuchung darüber anstellten, ob jener gefährliche Fall auch der Schwangerschaft ihrer Freundin geschadet habe. Sie legten die Hände auf ihren Leib, und — wie groß war dann das allgemeine Vergnügen, als sie die Bewegungen des Kindes noch darinnen zu fühlen glaubten! — Ein eben so sicheres Merkmal der Schwangerschaft war ihnen die Schwulst des Busens, und der Seiten, die sie an der Landshauptmännin bemerkten. — Einige dieser sorgsamen Damen giengen so gar so weit, daß sie der glücklichen Mutter weissagten, sie würde einen

jungen Sohn zur Welt bringen. Zwey Monate lang behielt Burkhausen einen Arzt, und zwey Hebammen im Hause, um solche bey der Entbindung seiner Gemahlin gleich zur Hand zu haben. Schon waren fast neun Monate verflossen; alle Zubereitungen zum Kindtaufen-Feste waren gemacht, und mit Verlangen harrte man nun dem Zeitpunkte entgegen, wo die ganze Familie durch einen jungen Erben erfreuet werden sollte. Doch ehe wir zu dieser Begebenheit verschreiten, müssen wir dem Leser erst noch zwey Personen bekannt machen, welche sehr wichtige Rollen in dieser Geschichte spielen werden.

Diese waren die Gräfin von Römer, Schwester des Landshauptmanns, und der Baron Mainon, ein Anverwandter vom Hause; beyde hielten sich um dieselbe Zeit wesentlich bey Burkhausens auf. Der Baron war unverheirathet, und ungefähr sechs und dreyßig Jahr alt. Er besaß ein schönes Ansehen, war fein, abgeschliffen, einschmeichelnd, und höflich; aber unter dem Mantel der Weltklugheit, und feinen Lebensart verbarg er ein arglistiges, boshaftes Herz,

das

das aller losen Ränke und Bosheiten fähig war. Er war übrigens eine Art von Abentheurer, hatte halb Europa schon durchzogen, war schon in Frankreich wegen falschen Münzen, in Untersuchung gewesen, hatte sich mit Hülfe der Frau eines Dieners der Gerechtigkeit, ihrem Arme, und dem Gefängnisse entzogen, hatte noch mancherley andre schelmische Streiche in der Welt gespielt, und endlich seine Zuflucht in das Haus unsers Burkhausens genommen, der ihn auch höchst liebreich aufnahm, und ihm die freundschaftlichsten Wohlthaten erwies.

Die Gräfin Römer war von ihrem Gemahl von Tisch und Bette geschieden. Sie gab allerhand scheinbare Gründe an, warum sie über ihn zu klagen habe. Die Hauptursache ihrer Uneinigkeit mit ihm aber mochte wohl darinn bestehen, daß er schon siebenzig Jahr alt war, und sie nach den Umarmungen eines jüngeren Mannes seufzete. Nach erfolgter Scheidung nahm auch sie ihre Zuflucht zu ihrem Bruder, um in dessen Hause die Renten ihres väterlichen Vermögens zu verzehren.

Gleich und gleich pflegt sich immer gern zu gesellen. Die Gräfin war das boshafteste Weib unter der Sonne; was Wunder also, daß sie mit dem Baron sympathisirte, und bald sehr genau mit ihm bekannt wurde? überdies war sie jung und schön, der Baron einnehmend, und liebenswürdig. Beyde hatten genugsame Freyheit, einander allein zu sehen und zu sprechen, so oft sie wollten. Die Gräfin zweifelte nicht daran, ihren Gemahl bald am Ende seiner Tage zu sehen; der Baron hingegen verließ sich hierinnen, wenn ihm die Zeit zu lang währen sollte, allenfalls auf seine Kunst, die Leute auf eine gute Manier, in die andre Welt zu befördern. Kurz, beyde unedle Seelen liebten sich, und versprachen einander die Heirath, so bald sich der Gemahl der Gräfin gehörig abgeführet haben würde. Um aber sich und ihren Nachkommen in der Folge ein desto reichlicheres Auskommen zu verschaffen, spielten sie die abscheuliche Rolle, in welcher wir sie bey dieser Geschichte genauer werden kennen lernen.

Wir kommen nun wieder auf die Niederkunft der Gräfin von Burkhausen. Die

Aerzte

Aerzte befanden sich nicht mehr zugegen. Nur die eine Hebamme, Louise Willmann mit Namen, war noch da, und diese versprach, die ganze Sache allein auf sich zu nehmen. Ueberdies erbot sich die Gräfin Römer, unter dem Vorwande, ihrer ungemeinen Zärtlichkeit, und Freundschaft für ihre Schwägerin, derselben bey ihrer Niederkunft beyzustehen. Man brachte nun die Landshauptmännin ins Wochenzimmer, kleidete sie zu ihrem schweren Geschäfte behörig an, und selbst ihre Mutter und ihr Gemahl befanden sich im Anfange bey ihr zugegen.

Langwierig und heftig waren die Schmerzen, die sie aushalten mußte; doch das Verlangen nach der so sehnlich gewünschten Frucht ihrer Liebe flößte ihr Muth, und Standhaftigkeit ein. Ihre Schwestern, zwey junge Frauenzimmer aus der zweyten Ehe ihrer Mutter, mit dem General Burkhausen, und mehrere Damen, kamen ebenfalls herbey, der Niederkunft beyzuwohnen, und der Leidenden Trost zuzusprechen. Das ganze Zimmer war voller Leute. Konnte nun wohl die Gräfin Römer, die sich der Landshauptmännin

am zärtlichsten anzunehmen schien, einen geschickteren Vorwand haben, alle diese überflüßigen Leute von ihr zu entfernen, als die Ruhe, unter welcher solche Geschäfte betrieben werden müssen? — Sie nahm eine Art von gebieterischer Miene an, und sagte:

„Ich kann es unmöglich mehr mit ansehen, daß meine gute Schwester von der „Gegenwart so vieler Menschen beschweret werde. Und zu was ist es auch nöthig? wenn ich und Frau Willmann, „und die beyden Kammerfrauen da bleiben, so können wir ihr schon hinlängliche Hülfe leisten.

Man sah' es ein, daß sie recht hatte. Die Generalin begab sich also zuerst hinweg, um den übrigen mit gutem Beyspiele voran zu gehen; und dann folgten die andern alle nach, so daß in der That niemand weiter zugegen blieb, als, die Hebamme, die Gräfin und die beyden Kammerfrauen.

Es war bereits um sieben Uhr des Abends, als die Schmerzen der Landshauptmannin noch immer fortdauerten, und desto heftiger wurden, jemehr sich die Entbindung zu nähern schien.

„Wir

„Wir müssen Ihnen wirklich mit einer Er-
„leichterung zu Hülfe kommen,

sagte die Hebamme zu ihr,

„Sie können die Schmerzen sonst unmög-
„lich länger aushalten, und Ihr Leben ist
„in der augenscheinlichsten Gefahr. Ich
„habe hier ein sehr gutes Tränkchen, das
„ich in solchen Fällen brauche, um den
„Patientinnen auf einige Stunden Ruhe zu
„verschaffen, und ich rathe Ihnen an,
„solches einzunehmen.

Die Gräfin war derselben Meinung; und — was hätte auch die arme Gebährende nicht gethan, um den Druck ihrer Schmerzen zu lindern? — sie war sogleich bereit, den Trank einzunehmen, und — eine Viertelstunde darauf, nachdem sie es gethan hatte, fiel sie in einen todtähnlichen Schlaf, der bis an den Morgen anhielt.

Diese unglückliche Nacht über kamen ihr Gemahl, die Generalin, und ihre jüngern Töchter wohl mehr als zehnmal herbey, um nach dem Befinden der Landshauptmannin, und ob die Entbindung nicht bald erfolget sey? zu fragen. Niemals aber ließen sie die

Hebamme, und die Gräfin ins Zimmer, und immer speisten sie dieselben mit der trostreichen Antwort ab, daß alles gut gienge, und ihre Wünsche der Erfüllung nahe wären. Die Sorgfalt des Baron Römers aber war wirklich auffallend, und kam so gar den Bedienten verdächtig vor: denn man sah' ihn die ganze Nacht hindurch fast unaufhörlich um das Zimmer der Landshauptmannin herum schleichen, wo er bald mit der Hebamme, bald mit der Gräfin, bald mit dem Haushofmeister sprach, welcher letztere Schrell hieß, und diese Nacht über mehr, als ein anderer Bedienter auf dem Tapete war.

Als mit Anbruch des Tages die Landshauptmannin erwachte, fühlte sie sich zwar ganz leidlich, aber äußerst matt und entkräftet. Ueberdies spürte sie solche Kennzeichen an sich, die sie den Augenblick auf den Gedanken brachten, daß sie müsse entbunden worden seyn, besonders, da sie die Last nicht mehr bey sich fühlte, die sie vorher beschwert hatte.

„Wo ist mein Kind, das ich gebohren ha„be? —

Dies

Dies waren ihre ersten Worte an die Hebamme, welche bey ihr am Bette stand, als sie erwachte. Wie sehr aber erstaunte die gute Dame, als ihr von dieser so wohl, als von der Gräfin versichert werden wollte, daß sie noch gar nicht entbunden worden wäre! — Hitzig behauptete sie das Gegentheil, und mit grosser Unruhe klagte sie solches ihrem Gemahl, und der Generalin, die sich nicht länger abhalten ließen, sich mit eigenen Augen von ihrem Befinden zu überzeugen. Die Hebamme blieb aber dennoch bey ihrer Behauptung, und um der Landshauptmannin wieder Muth einzusprechen, suchte sie solche zu überreden, sie würde ganz gewiß noch entbunden werden, ehe der Tag vergienge, und aus allen Wirkungen der Natur ließe sich schliessen, daß sie einen Sohn zur Welt bringen würde.

Ihren Gemahl und ihre Mutter beruhigte zwar diese Vorspiegelung einigermaßen, nicht aber sie selbst. Sie brach in Thränen aus, behauptete hartnäckig, daß sie schon entbunden wäre, weil sie keine so heftige Schmerzen mehr fühle, und forderte mit dem größten Ungestüm ihr zu sagen, wo das Kind

hinge-

hingekommen sey. Fast wußte die Hebamme nicht mehr, womit sie die Dame beruhigen sollte. Endlich sagte sie gar, der neue Mond widersetze sich ihrer Entbindung, und sie werde wohl erst noch den abnehmenden Mond erwarten müssen, ehe die Sache vollends zu Stande käme. Doch auch diese Lüge half nichts, und — unfehlbar würde die ganze Familie nun auf die Seite der Landshauptmannin getreten seyn, hätte sich nicht die Generalin selbst besonnen, daß auch sie einmal im neunten Monate alle Vorboten der Entbindung gehabt, und sich solche dennoch, noch ganzer sechs Wochen darüber verzogen habe. Jederman verführte nun diese Erzählung, der Meinung der Hebamme beyzutreten; die eifrigsten Verfechter derselben aber waren die Gräfin Römer, und der Baron Mainon, welche auch, wie die Folge lehren wird, dazu alle Ursachen hatten.

Inzwischen sahe zwar die arme Landshauptmännin wohl, daß niemand auf ihre Seite treten wollte, und sie kränkte sich ganz ungemein darüber. Da aber doch am Ende alles dieses nichts half, so warf sie sich in die Arme der Vorsicht; und tröstete sich aus den

Grundsätzen der Religion, so gut sie es in ihren Umständen konnte, und wußte. Ihre Schmerzen ließen nach, und sechs Wochen vergiengen, ohne daß sich wieder eine Spur der Entbindung bey ihr zeigte. Was war nun zu thun? auf niemanden hatte man wegen Entwendung des Kindes Verdacht, man wußte sich also anders nicht zu helfen, als daß man meynte, die Landshauptmännin sey im Grunde gar nicht schwanger gewesen; es habe nur so geschienen, sie habe sichs eingebildet, weil sie es gewünscht; und diese Einbildung habe sie hintergangen. Man wußte Beyspiele von ähnlichen Fällen zu erzählen, und man mußte die Sache glauben, weil man nicht den geringsten Grund vor sich zu haben dachte, sie anders zu erklären. Es ist wahr, mancherley Kennzeichen, die wir hier nicht weiter anführen wollen, waren vorhanden, welche die Landshauptmännin schlechterdings vom Gegentheil überzeugen mußten. Allein oft siehet man sich genöthiget, auch von den unwahrscheinlichen Dingen sich zu überzeugen, so bald uns die Umstände mangeln, ihren Ungrund zu entdecken.

Die wohlthätige Zeit, als das beste Mittel gegen die heftigen Seelenschmerzen, min-

derte auch die Traurigkeit unserer Dame, über ihre mißlungenen Hoffnungen. Anfänglich floh zwar ihr Schmerz auf den Grund ihres Herzens, und es kamen oft Stunden, wo er gewaltsam daraus hervorbrach. In einigen Jahren aber verlosch er gänzlich, bis er durch eine gewisse Entdeckung, wozu wir eben in unsrer Geschichte kommen werden, von neuem wieder hervor gerufen wurde.

Schrell, der Haushofmeister des Landshauptmanns, hatte einen Bruder, welcher Tanzmeister in der Residenz war. Er starb in Armuth, und hinterließ eine Wittwe mit zwey unerzogenen Kindern. Beyde waren männlichen Geschlechts; der jüngste davon hieß Bernhard, und war drey Jahr alt. Itzt ersuchte nun Schrell seine Herrschaft, diesen jüngern Sohn seines Bruders zu sich zu nehmen, und ihn erziehen zu dürfen, weil seine Schwägerin überaus arm sey, und die Erziehung zweyer Kinder ihr gar zu schwer werde. Der Landshauptmann und seine Gemahlin waren zwar mit diesem Vorschlage anfänglich etwas unzufrieden: denn Schrell hatte selber fünf Kinder, und auch seine Frau sahe diesen Zuwachs der Familie nicht gar zu gern.

Inzwi-

Inzwischen, weil doch Schrell darauf bestand, und seine Herrschaft überhaupt sehr gnädig gegen ihn dachte, so willigte sie endlich darein.

Der Landshauptmann und seine Gemahlin befanden sich eben in der Residenz, als Schrell den jungen Bernhard von seiner Schwägerin abholen wollte. Als nun nach Hause gefahren wurde, befahl die Landshauptmännin, man solle vor der Wohnung der Wittwe vorbey fahren, sie wolle den Knaben selbst mit in ihren Wagen nehmen. Kaum erblickte sie nun aber das Kind, welches ihr die Wittwe selbst vor den Wagen brachte, so rief sie mit großer Bewegung aus:

„O, Gott! was ist das für ein schönes „Kind! —

sie nahm es in ihre Arme, drückte es an ihre Brust, und setzte es neben sich im Wagen. Der Knabe war sehr weiß, und reinlich, hatte schöne große blaue Augen, starkes blondes Haar, und so feine regelmäßige Züge, die jedermann Bewunderung und Liebe zu ihm abzwangen. Bald schmeichelte er sich in die Gunst der Herrschaft ein, und er wurde der

Liebling derselben. Immer hatte ihn die Landshauptmännin um sich; sie liebkoßte ihn, als ob er ihr eigenes Kind wäre; und nie that sie dieses, ohne eine außerordentliche Bewegung dabey zu empfinden. Denn oft erinnerte sie dieser Knabe an dasjenige Kind, welchem sie selbst das Leben zu geben gehofft hatte, und allemal waren diese Erinnerungen mit Thränen und Seufzern verbunden.

„Ach, du liebes Kind!

sagte sie oft zu sich selbst,

„wenn du doch mein wärest! — ja, so
„wäre mein Kind gerade auch, wenn es
„noch lebte, eben so alt, und vielleicht eben
„so schön. Ach, warum bin ich doch so
„unglücklich, mich vergebens damit ge-
„schmeichelt zu haben? warum kann ichs
„noch immer nicht entdecken, wo mein
„Kind hingekommen ist? denn, daß ich
„eins geboren habe, dieß lasse ich mir doch
„in alle Ewigkeit nicht ausreden.

Diese Aeußerung der Landshauptmännin, die sie nicht selten unverholen that, diese große Anhänglichkeit an das fremde Kind, diese lebhaften Erinnerungen an ihre unglückliche

Niederkunft, dies ihr erneuertes Bestreben, die wahren Umstände derselben noch zu entdecken; alles dieses erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und verschiedene Personen im Hause wurden sehr unruhig dabey. Darunter waren besonders die Gräfin Römer, der Baron Mainon, und der Haushofmeister Schrell. Dem leztern entwischten bisweilen gar allerhand Reden, welche allerdings mancherley Verdacht erregen konnten. So sagte er bald,

„die Ehre und das Leben der Gräfin wäre
„itzt in seinen Händen; sie müsse zittern,
„wenn sie ihn sähe,

bald wieder,

„sein Herr, und dessen Gemahlin hätten
„mehr Ursache, den kleinen Bernhard zu
„lieben, als sie selbst glaubten," und der-
„gleichen mehr. —

Wären diese Reden sogleich vor den Landshauptmann gekommen, so würde Schrell vielleicht ein sehr scharfes Examen darüber zu überstehen gehabt haben. So aber gelangten sie nur bis zu den Ohren solcher Personen, die alle Ursache dazu hatten, sie zu unterdrücken, und solches auch redlich thaten.

Bald darauf wurde der Haushofmeister Schrell plötzlich sehr gefährlich krank. Wo seine Krankheit herrührte, entdeckte man erst einige Zeit nach seinem Tode; denn er starb eben so schnell, als er krank worden war. — Als er in lezten Zügen lag, bezeigte er ein grosses Verlangen, seinen Herrn, und dessen Gemahlin noch einmal zu sprechen. Er sagte zu seiner Frau, er möchte seine Herrschaft gern um Verzeihung, wegen eines noch großen Schadens bitten, welchen er ihr zugefügt habe. Die Frau lief ohne Verzug zur Herrschaft; aber zum Unglück war sie eben ausgefahren, und als sie in einer Stunde wieder nach Hause kam, hatte der Patient schon die Sprache verlohren, und verschied einige Minuten drauf, nachdem der Landshauptmann in sein Zimmer getreten war. Man zerbrach sich sehr den Kopf über die Entdeckung, welche der Verstorbene hatte machen wollen; aber da man nicht die geringste Spur von etwas hatte, so blieb die Sache ein Geheimniß, und wurde vergessen, wie es gemeiniglich mit dergleichen Dingen zu gehen pflegt.

Inzwischen war nun der kleine Bernhard wieder ohne Versorger: denn seine Mutter

fragte mit keiner Sylbe nach ihm, und Schrells Wittwe sagte sich von ihm loß, unter dem Vorwande, daß sie selbst Kinder genug zu ernähren habe. Allein die Landshauptmännin liebte diesen Knaben viel zu sehr, als daß sie ihn hätte von sich lassen sollen. Sie erklärte, daß sie Mutterstelle an ihm vertreten, und seine Erziehung allein auf sich nehmen wolle. Je größer er nun wurde, desto mehr wuchs auch ihre Zärtlichkeit für ihn. Man ließ ihn, wie einen Knaben von Stande erziehen, und da er eben so vortrefliche Geistesfähigkeiten besaß, als sein Köper das Urbild alles Schönen war, so machte er durch Fleiß und Gelehrigkeit seinen Lehrern Ehre, und seiner Pflegemutter, unendliches Vergnügen. Als er das siebente Jahr erreicht hatte, machte ihn die Landshauptmännin zu ihrem Pagen, zog ihm eine kostbare Liverey an, und behielt ihn, außer seinen Schulstunden, unaufhörlich in ihrem Zimmer bey sich.

Wenn gewisse schreckliche Wahrheiten an den Tag kommen sollen, so pflegen dieser Entdeckung immer allerhand heimliche Gerüchte zum voraus zu gehen, welche die dabey in-

tereßirten Personen zuerst darauf aufmerksam machen. Dies schien auch hier der Fall zu seyn: denn es entstanden auf einmal nach einer so ziemlich langen Zeit allerhand Sagen in dortiger Gegend, wie es wohl mit der Entbindung der Landshauptmännin zugegangen seyn möchte; man sprach von einer Verschwörung, welche die Unterdrückung des Kindes zur Absicht gehabt habe; dies Gerücht griff immer weiter um sich, und kam endlich sogar vor die Ohren des Landshauptmanns, und seiner Gemahlin. —

Man kann sich vorstellen, daß ihre ganze Aufmerksamkeit dadurch erregt wurde. Sie beschlossen, wo möglich, alle Strahlen des eben aufglimmenden Lichts zu sammeln, um alsdenn vielleicht die ganze Flamme entdecken zu können. Bald darauf traf sichs nun, daß die Landshauptmännin ihre Schwägerin, die Gräfin Römer besuchte, welche itzt nicht mehr bey ihr, sondern in einer benachbarten Stadt wohnte. Als sie vor ihr Zimmer kam, hörte sie jemanden darinnen mit der Gräfin sprechen: sie konnte aber wenig, oder nichts davon verstehen, außer daß sie sich und ihren Gemahl sehr oft nennen hörte. Plötzlich

eröffnete

eröffnete sie nun die Thür, und gieng hinein. Es drang ihr durch die Seele, als sie dieselbe Hebamme bey der Gräfin erblickte, die ihr einst in ihren Kindesnöthen beygestanden hatte! Noch mehr aber entsetzten sich diese beyden über die plötzliche Erscheinung der Landshauptmännin. Blaß, wie die Leichen vermochten sie kaum die Bewillkommungskomplimente hervor zu stammeln.

„Vergeben Sie mir, liebe Schwester!

sagte unsre Dame,

„daß ich so ganz unangemeldet zu Ihnen
„herein trete. Ich hörte, daß Sie mich
„einige mal erwähnten, und da Sie ein-
„mal an mich dachten, so fürchtete ich
„nicht, sie allzu sehr zu überraschen.

So klug die Gräfin sonst war, so gab sie doch itzt in der Verwirrung, worinn sie sich befand, der Landshauptmännin eine Antwort, die wirklich nicht zum besten ausgedacht war. Denn sie sagte:

„O, wir haben nichts besonders von Ih-
„nen gesprochen. Frau Willmann erzähl-
„te mir eben, daß sie meinem Bruder,

„und Ihnen letzthin begegnet sey, aber
„von euch auch nicht einmal ein saures
„Gesicht bekommen habe.

„Und warum fürchtete sie denn ein sau-
„res Gesichte von uns?

fragte die Landshauptmännin nun die Heb-
amme,

„Warum?

versetzte diese

„es fiel mir ein, Sie möchten noch böse auf
„mich seyn, wegen dem, was damals
„vorgieng, als wir alle glaubten, daß Ihr
„Gnaden in die Wochen kommen würden.

Die Landshauptmännin fuhr hitzig mit der
Frage heraus:

„Nun! was ist denn damals vorgegan-
„gen? —

Aber eben mit dieser ihrer Hitze machte sie die
Hebamme behutsam: denn diese antwortete
ganz gelassen:

„Nichts weiter, gnädige Frau, als daß
„ich den großen Irrthum begieng, eine
„Nieder-

„Niederkunft bey Ihnen vorher zu sagen,
„die hernach doch nicht erfolgte,

und die Landshauptmännin brachte nun auch weiter nichts von ihr heraus. Was sie aber mehr denn alles in dem Verdachte bestärkte, daß die Hebamme, und die Gräfin bey ihrer Niederkunft sehr untreu mit ihr umgegangen seyn mochten, dies war die große Unruhe dieser beyden Frauenzimmer, die sie nicht verließ, so lange die Landshauptmännin gegenwärtig war.

In der ersten Hitze wollte sie die Hebamme sogleich gerichtlich belangen, und sie gefangen setzen lassen. Allein ihr Gemahl war anderes Sinnes. Er glaubte, daß man in einer Sache, welche nach einem so langen Zeitraume der Entdeckung, allerdings viel Aufsehn erregen könne, nicht voreilig verfahren, sondern erst nähere Umstände davon heraus zu bringen suchen müsse. Er redte also seiner Gemahlin ihr rasches Vorhaben aus. Mit der Generalin aber gieng man darüber zu Rathe, und man wurde endlich zusammen einig, daß man erst die Hebamme noch einmal allein darüber befragen wolle.

Man

Man lockte sie unter irgend einem schicklichen Vorwande herbey, gieng sehr glimpflich, und vertraulich mit ihr zu Werke, und befragte sie über verschiedene Umstände, die mit der Sache, woran ihnen so viel gelegen war, in Verbindung standen. Bald merkte man, daß sie nicht auf einerley Rede blieb, sie widersprach sich oft in ihren Antworten, und bewies überhaupt so wenig Standhaftigkeit, daß der Landshauptmann sie wirklich selbst für schuldig ansah. Nunmehr glaubte er denn schon Grund genug zu haben, den Prozeß gegen sie anhängig zu machen. Inzwischen ließ man sie vor der Hand wieder gehen. Einige Wochen drauf aber wurde sie, auf des Landshauptmanns Anzeige von dem Amte, worunter sie gehörte, in Verhaft genommen.

Beym ersten Verhör schon schien ihr der Muth zu fallen: denn sie bekannte, daß die Landshauptmännin wirklich ein Kind zur Welt gebohren habe; allein sie gab vor, es wäre todt, und eine Tochter gewesen, und weil sie dieser Dame die Kränkung über ihre unglückliche Niederkunft hätte ersparen wollen, so hätte sie das todte Kind heimlich weggetragen,

gen; und solches bey der Scheune im Hofe, an einer Stuffe, unter einen dort gelegenen Stein begraben. Man suchte nach, fand aber weder Stein, noch Stuffe, noch sonst nur die mindeste Spur, daß hier jemals etwas hätte begraben worden seyn können.

Man verhörte sie noch einmal, und nun gab sie vor, die Landshauptmännin sey mit einem Mondkalbe niedergekommen, welches sie zur Abwedung des Abscheus, den jedermann davor hätte haben müssen, des Nachts in einen Fluß getragen habe. Da man dies natürlicher Weise nicht glauben wollte, so sagte sie wieder: die Dame sey gar nicht entbunden worden. Man bedrohte sie mit der Marter, und nun gestand sie endlich, die Landshauptmännin hätte einen Sohn gehabt, allein der verstorbene Haushofmeister Schrell hätte ihn in einem Körbchen hinweggetragen, und sie wisse nicht, was hernach daraus geworden wäre. Endlich, als man noch weiter in sie dringen wollte, besann sie sich auf die Ausflucht sehr vieler Uebelthäter, daß sie nämlich mit Gewalt gezwungen worden sey, diese Aussagen zu thun, die Landshauptmännin aber sey wirklich gar nicht niedergekommen. Auch gedachte

te sie in ihren Antworten der Gräfin Römer mit keiner Sylbe. Gleichwohl wußte man, daß diese Dame mit bey der Niederkunft gewesen war. Der Amtmann wollte sie also auch in Verhaft nehmen lassen, um auch ihr, als einer Mitschuldigen den Prozeß zu machen. Allein der Landshauptmann wollte zur Zeit noch nicht drein willigen, daß eine Person aus seiner Familie dabey beschimpft werden sollte; man hoffte vielmehr die Wahrheit durch andere Mittel ausfindig zu machen.

Inzwischen wurde doch der Gräfin nicht wenig angst bey dieser Untersuchung: sie sahe, daß eben nicht viel mehr fehlte, selbst mit dabey in die Klemme zu kommen. Ihr erstes also, was sie that, um sich zu retten, war, der Hebamme einen Brief ins Gefängniß zu schicken, worinn sie ihr Muth einsprach, und sie unter großen Verheißungen zum Läugnen, als das einzige Mittel, ihren Kopf zu erhalten, ermahnte. Diesen Brief brachte sie ihr auch glücklich, durch einen Wächter bey, der sehr reichlich dafür belohnt wurde. Sodann suchte sie die beyden Kammerfrauen auf, die bey der Niederkunft ihrer Schwägerin zugegen gewesen waren. Bey-

de hatten schon längst von der Landshauptmännin den Abschied erhalten, und lebten in Armuth. Man erstaunte daher nicht wenig, daß auf einmal, und bald nachdem die Gräfin bey ihnen gewesen war, ihre Umstände sehr vortheilhaft wurden. Nichtsdestoweniger aber zog man sie, wie diese Dame geahndet hatte, mit in den Prozeß; doch vernahm man sie anfänglich bloß als Zeugen darüber. Sie behaupteten aber nichts davon zu wissen, daß die Landshauptmännin jemals mit einem Kinde entbunden worden sey. Inzwischen wurde die Theilnehmung der Gräfin Römer an dieser Sache bekannt; es kamen noch mehrere Umstände heraus, welche diese Theilnahme sehr erhöhten. Kurz die Gräfin kam wirklich in starken Verdacht, daß sie mit der Hebam̃e die Wegsetzung des Kindes unternommen habe. Endlich wurde sie eingezogen, und mußte sich, wie ihre Helfershelferinnen dem Kriminalprozeß unterwerfen. Was sie nun am meisten gravirte, war der Brief, welchen sie an die Hebamme ins Gefängniß geschrieben hatte. Der Amtsdiener hatte nämlich diese Frau einst bey Lesung desselben ertappt, und ihr solchen weggenommen. So kam dieser Umstand heraus, und das ganze

Ver-

Verbrechen war daraus klar; gleichwohl läugnete die Gräfin ihn geschrieben zu haben, und gestand überhaupt nicht das mindeste von der Sache. Sie wurde mit der Willmann gegen einander gestellt, blieb aber eben so beym Leugnen, wie jene. Inzwischen hatte ihr doch ihre Arretirung, ein solches Schrecken zugezogen, daß sie in eine gefährliche Krankheit verfiel, welche sie im kurzen dem Tode überlieferte. Man wollte zwar Anfangs behaupten, sie habe sich mit Gift hingerichtet. Aber dieser Verdacht war zu weit getrieben. Sie starb in der That eines natürlichen Todes in ihrem Gefängnisse, und wirklich entgieng sie dadurch einer noch größern Beschimpfung, als sie bereits schon erlitten hatte. Ihr Gemahl war schon fünf Jahre vorher gestorben. Da sie sich aber mit dem Baron Mainon veruneiniget hatte, so wurde auch aus ihrer Heirath mit ihm nichts. Die Gräfin traf nämlich diesen Ausbund aller leichtfertigen Streiche einst bey ihrer Kammerjungfer im Bette an; und hierüber kam sie so mit ihm zusammen, daß sie beyde völlig mit einander brachen, und ihre ganze Verbindung aufhoben. Aus Hochachtung für ihre Familie bekam die Gräfin noch

ein ehrliches Begräbniß, obgleich der stärkste Verdacht, wegen des Verbrechens, dessen sie beschuldiget wurde, gegen sie vorhanden war.

Indessen gieng der Prozeß gegen die Willmann seinen Gang fort. Es wurden allerhand Leute, als Zeugen vernommen, und diese gravirten sie immer mehr. Das wichtigste Zeugniß aber war das, von einer gewissen Frau im Dorfe, welche den Tag drauf, als die Gräfin die Geburtswehen ausgestanden, die Hebamme mit einem Bündel Wäsche angetroffen hatte, welche diese in dem Schloßgraben auszuwaschen im Begriff war. So bald die Frau sie gewahr wird, so fragt sie: was sie hier hätte? — die Willmann antwortet, es wäre nichts. Jene aber läßt sich mit dieser Antwort noch nicht abweisen, sondern verlangt, daß diese ihr das Bündel zeigen solle. Dessen weigert sich nun die Hebamme schlechterdings. Inzwischen bemerkt die Frau doch an dem Bündel gewisse Spuren, welche sie auf die Niederkunft der Landshauptmännin ziemlich wahrscheinlich schließen lassen. Sie fragt also die Hebamme, ob etwa die gnädige Frau entbunden sey? Diese antwortet nein! so weit wäre es noch nicht.

Die Frau aber giebt sich noch nicht, sondern versetzet: sie solle es doch nicht läugnen, die gnädige Gräfin Römer habe ja selbst davon gesprochen. — Darüber wird die Willmann ganz bestürzt, und geht nach den Worten, da müßte die Gräfin auch eine sehr lange Zunge haben, wenn sie ihr solches gesagt haben sollte, davon.

Mit dieser Zeugin wurde nun die Willmann vor Gerichte zusammen gestellet; und da mußte sie zwar den ganzen Vorgang eingestehen, läugnete aber dennoch immer fort, daß die Landshauptmännin wirklich niedergekommen sey.

Indessen kamen noch mehrere Zeugnisse hinzu, welche so viel bewirkten, daß in dem darüber eingeholten Urtheile, der Willmann die Folter zuerkannt wurde. Wider dieses Urtheil aber appellirte sie, und ließ sich durch einen Sachwalter vertheidigen. Die Untersuchung verzog sich immer mehr in die Länge; es entstand aber doch der Vortheil daraus, daß während derselben viele Umstände entdeckt wurden, welche immer heller Tag in der Sache anbrechen ließen.

Unter andern kam einst ein gewisser Mann aus der Residenz, welcher David hieß, zur Landshauptmännin, und sagte ihr von freyen Stücken, daß er erfahren habe, es wäre vor ungefähr acht Jahren, ein gewisses Kind, dessen Herkunft man dem Geistlichen verschwiegen, in der St. Stephans-Kirche der Residenz getauft worden, und müsse die Wittwe des Tanzmeisters Schrell viel Antheil an dieser Begebenheit haben: denn es heiße, daß diese das Kind aus der Taufe gehoben habe. Die Sache kam vor Gerichte; man untersuchte sie, und brachte die Wahrheit davon heraus. Sogleich wurde die Wittwe Schrell darüber vernommen, sie läugnete aber gerade weg einige Wissenschaft davon zu haben. Der Priester hingegen, welcher das Kind getauft hatte, sagte: es hätte wirklich die Wittwe Schrell ihm solches in Gesellschaft eines Herrn von gutem Ansehen, und Stande gebracht, und beyde hätten es, nebst einem Manne aus der Stadt, welcher sich Bernhard genennet, und für einen Krämer ausgegeben habe, aus der Taufe gehoben. Man glaubte in dem Herrn, der das Kind hatte bringen helfen, den verstorbenen Haushofmeister Schrell gewiß gefunden zu haben,

und suchte nun den Krämer Bernhard auf. Er fand sich auch; sagte aber bey der Vernehmung, derjenige Herr, welcher das Kind habe taufen lassen, sey in seinen Laden gekommen, und habe erst einige Kleinigkeiten gekauft. Nachher aber habe er ihn gebeten, Pathenstelle bey einem gewissen Kinde zu vertreten, dessen Herkunft man nicht gern bekannt werden lassen wolle, und dafür habe er ihm drey Louisd'or versprochen. Er habe eben kein Bedenken gefunden, dieses Geld mitzunehmen, und sey also den Vorschlag eingegangen, wisse aber eben so wenig, wer jener Herr gewesen sey, als wem das Kind gehöret habe.

Nunmehr glaubte man denn auf die gewisse Spur gekommen zu seyn, daß der junge Bernhard, welchen die Landshauptmännin bey sich hatte, niemand anders, als eben das Kind sey; wozu jener Krämer Pathe gewesen, und man fürchtete kaum zu irren, wenn man es für das, der Landshauptmännin entwendete Kind hielte. Die Wittwe Schrell wurde also noch einmal darüber vernommen; blieb aber bey ihrem Leugnen, und behauptete nicht nur steif und fest, daß der

junge

junge Bernhard ihr eigenes Kind sey, sondern drohte auch sogar solches zurück zu fordern, wenn man deswegen noch weiter in sie dringen würde. Man mußte sie also einstweilen, bis auf klärere Aufhellung der Sache zufrieden lassen.

Inzwischen trug sichs zu, daß der Baron Mainon, welcher sogleich beym Anfang dieses Prozesses, unter dem Vorwande seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, in ein ausländisches Bad gereiset war, wegen falscher Wechsel dort in Arrest, und Untersuchung gerieth. Bald darauf starb er im Gefängnisse, und man entdeckte, daß er sich mit Gift vergeben hatte. Sein Kammerdiener aber, ein junger Mensch, Namens Paul, der sehr vertraut mit seinem Herrn gelebt hatte, und seit zehen Jahren bey ihm in Diensten gewesen war, kam zurück, und sagte zum Landshauptmann, sein Gewissen lege ihm auf, folgende Umstände zu entdecken:

„es habe nämlich der Baron einstens in
„einer gewissen Krankheit, die ihn vor
„einigen Jahren überfallen, ihm, Paulen,
„erzählet, es läge ihm noch ein Verbre-

„chen auf dem Gewissen, das ihm seine
„Todesstunde einmal sehr bitter machen
„würde; er hätte nämlich mit der Gräfin
„Römer das Komplot gemacht, der Lands-
„hauptmännin von Burkhausen ihren
„Sohn zu entwenden, und dieses sey ih-
„nen auch mit Hülfe des Haushofmeisters
„Schrells, und der Hebamme gelungen.
„Doch tröste ihn das noch einigermaßen,
„daß dieser Sohn, wie wohl unter andern
„Namen, in dem Hause seiner Eltern sey.
„— Als nun hierauf der Baron wieder
„gesund geworden, hätte er ihm verboten
„etwas von dieser Geschichte gegen Je-
„mand zu erwähnen. Itzt aber, einige
„Stunden vor seinem Tode hätte er
„ihm, dem Kammerdiener, befohlen, so bald
„er verschieden sey, zum Landshauptmann
„zu gehen, und ihm die ganze Geschich-
„te, und daß der kleine Bernhard wirk-
„lich derselbe Sohn sey, welcher ihm in
„der Geburtsstunde entwendet worden, zu
„entdecken. Der Baron habe hinzugese-
„tzet, daß Schrell den Knaben hinwegge-
„bracht, und ihn seiner Schwägerin
„zur Erziehung übergeben habe. Weil
„aber dieser Mann nicht reinen Mund ha-
„be

„be halten können, so habe er, der Baron,
„ihm mit Gift vergeben. —

Der Landshauptmann belohnte den Kammerdiener Paul sehr reichlich für diese interessante Nachricht, und ließ ihn solche vor Gerichte eydlich bekräftigen. Der junge Bernhard aber wurde nunmehr von dem Landshauptmann, und seiner Gemahlin öffentlich für ihr Kind erkläret, und standesmäßig gehalten. Alles schien nun klar am Tage zu liegen, und jedermann weissagte der Hebamme, und der Wittwe Schrell das traurigste Ende ihres Prozesses; denn man zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie nunmehr das Verbrechen bekennen, und sich der verdienten Strafe unterwerfen würden. Aber weit gefehlt, daß diese Muthmaßungen hätten eintreffen sollen.

So bald die Wittwe Schrell erfuhr, daß der Landshauptman und seine Gemahlin den jungen Bernhard öffentlich für ihren Sohn erklärt hatten, kam sie mit einer Klage wider dieselben ein, und forderte ihr Kind von ihnen zurück. Zum Unglück war es herausgekommen, daß der Kammerdiener Paul, mit seinem gewesenen Herrn, dem Baron

Mainon, wegen Schmiedung falscher Wechsel, in Untersuchung gewesen war, und sich loßgeschworen hatte. Aus diesem Grunde, und weil einem falschen Zeugen nicht zu glauben sey, erklärte also die Wittwe Schrell sein Zeugniß, und die darauf gebaute Einkindung des jungen Bernhards für ungültig, und behauptete, es könne diesem Menschen um so weniger geglaubt werden, da ihn die Hoffnung einer ansehnlichen Belohnung gereizet habe, den Landshauptmann, und seine Gemahlin mit Unwahrheit zu hintergehen. Kurz, sie erklärte aus nicht unscheinbaren Gründen, die ganze Entdeckung dieses Menschen für eine Lüge.

Kaum war dieses geschehen, so machte der Sachwalter, welcher die Hebamme vertheidigte, sich solches zu Nutze, und fand neuen Stoff seiner Klientin wieder Luft zu machen. Der Prozeß bekam hierdurch eine andere Wendung, und die Willmann schöpfte neue Hoffnung, von der Folter loßgesprochen zu werden, und mit dem Reinigungseyde durch zu kommen, wozu sie auch ihr Gewissen fähig genug machte.

Alle Welt wunderte sich darüber, und niemand konnte ergründen, warum die Wittwe Schrell, den jungen Bernhard in Anspruch nahm, und Geld auf diese Sache wandte, da sie doch blutarm war, und selbst noch ein Kind hatte. Aber am Ende wies sichs aus, daß sie nur die Bolzen verschoß, die des Landshauptmanns beyde Stiefschwestern gedrehet hatten. Diese beyden Damen waren an habsüchtige Männer verheirathet, welche einmal nach dem Tode ihres Schwagers auf dessen Verlassenschaft gerechnet hatten. Dadurch aber, daß dieser Herr den jungen Bernhard für seinen Sohn erkannte, wurde ihnen ein starker Strich durch ihre Rechnung gemacht. Um nun, wo möglich, den jungen Bernhard aus seinen Rechten noch zu verdrängen, hezten sie die Wittwe Schrell dazu auf, denselben, als ihr Kind in Anspruch zu nehmen, und gaben ihr das zu Führung des Prozesses nöthige Geld.

Indessen machte doch dieser Rechtshandel, dem Landshauptmann keine kleine Bekümmernisse. Es wurde auf Beweis und Gegenbeweis erkannt; die Wittwe Schrell stellte allerhand, dem Schein nach, unverdächti-

ge Zeugen auf, die auf das vortheilhafteste für sie aussagten. Im Grunde aber waren es ungewissenhafte Kerle, die um eine hübsche Summe Geldes beschworen, was man nur haben wollte. Nicht so gut hingegen war der Landshauptmann dran; seine Beweismittel waren schwankend, und vielen Mängeln und Einwürfen ausgesetzt. Für ihn hätte vielleicht der Prozeß nicht das erwünschteste Ende genommen, hätte nicht die Hebamme Willmann der Sache auf einmal eine andere Wendung gegeben.

Mitten im Laufe jenes Prozesses gieng das Urtheil ein, welches man auf ihre Vertheidigung für Abwendung der Folter hatte sprechen lassen; und siehe da! das erste Urtheil wurde darinnen bestätiget, und es blieb bey Anwendung der Folter. Die Willmann entsetzte sich so sehr über den Inhalt dieses Urtheils, daß sie den Tag nach Eröffnung desselben in eine schwere Krankheit verfiel. Der Landshauptmann und seine Gemahlin zitterten vor ihrem Tode; denn mit selbigem standen sie in Gefahr, vollends allen Beweis für das Daseyn ihres Sohnes zu verlieren. Doch ihre Furcht war umsonst. Unfehlbar wollte

der

der Himmel der gerechten Sache länger nicht den Sieg vorenthalten: denn vier Tage, nach Anfang ihrer Krankheit, bat die Willmann, daß man die Gerichten zu ihr ins Gefängniß kommen, und zugleich die beyden Kammerfrauen der Landshauptmännin, welche ebenfalls gefangen saßen, zu ihr bringen lassen möchte.

Als dieses geschehen war, erklärte sie, daß sie nunmehr, da sie die Annäherung ihres Todes fühle, ihr Verbrechen bekennen wolle. Sie that also eine vollständige, und ausführliche Anzeige darüber, welche die beyden Kammerfrauen, die sich zugegen befanden, bekräftigten. Da nun solche gegenwärtige ganze Geschichte aufschließet, so wollen wir daraus, und aus den übrigen bey der Sache entdeckten Umständen, dem Leser erzählen, wie es mit der Geburt, und der Entwendung des von der Landshauptmännin gebohrnen Kindes eigentlich zugieng.

Die Haupttriebfeder hierzu lag in der gewissenlosen Habsucht der Gräfin Römer, und des Baron Mainon. Beyde wollten einander, nach dem Tode des Gemahls der ersteren heirathen,

rathen, und, da die Gräfin ihren Bruder einmal mit beerbte, wenn er keine Kinder hinterließe, so zernichtete die Ankunft eines Leibeserben all' ihre Hoffnung auf jene reiche Erbschaft. Um sich nun dieselbe nicht entgehen zu lassen, beschlossen beyde, das Kind der Landshauptmännin sogleich bey seiner Geburt zu unterdrücken. Anfänglich that der Baron den Vorschlag, solches zu tödten, und es hernach in den Schloßgraben zu werfen, wo er denn glaubte, daß es die Fische gar bald fressen würden. Aber die Gräfin widersetzte sich diesem Vorschlage, theils weil sie dem Gewissen dererjenigen traute, welchen sie diese Unternehmung nothwendig mit anvertrauen mußten, theils, weil sie selbst vielleicht noch etwas mehr Gewissen, als der Baron besaß: denn einem Menschen, wie ihm, welcher der abscheulichsten und grausamsten Laster schon gewohnt war, kostete ein so schweres Verbrechen wenig Selbstverläugnung.

Es blieb also bey der bloßen Entwendung des Kindes. Freylich vergieng sich auch hierdurch der Baron sehr an seinem Wohlthäter, dem Landshauptmann; aber, die

Gesetze der Freundschaft, und Gastfreyheit so schändlich zu übertreten, dies war einem Manne, von des Barons Charakter nur ein Spielwerk. Vor allen Dingen brachten also diese beyden Verschwornen, die Hebamme, und die beyden Kammerfrauen der Landshauptmännin, durch große Geschenke auf ihre Seite. Feile Seelen, dergleichen diese Weibsleute besaßen, sind bald verführt, und dann sind sie leicht der abscheulichsten Verbrechen fähig. Nicht so erwünscht aber gieng es anfänglich mit dem Haushofmeister Schrell. Dieser Mann war kein abgehärteter Bösewicht, und besaß noch etwas Gewissen und Treue gegen seinen Herrn. Zurückbebte er in der erst vor dem Antrage, den man ihm machte. Aber die ansehnliche Summe Geldes, welche ihm der Baron sogleich auf den Tisch zählte, blendete seine Augen, und beruhigte endlich auch sein Gewissen.

Nun war das Komplot fertig, und eben so gut gelang auch die Ausführung desselben. Wie wir schon oben bemerkt haben, wußte die Gräfin unter dem schicklichsten Vorwande von der Welt, alle die, so nicht zur Verschwörung gehörten, in jener unglückli-

chen Nacht, von der Landshauptmännin zu entfernen. Als nun die Hebamme merkte, daß die Entbindung nahe war, brachte sie der Gebährenden den Schlaftrunk bey, dessen ebenfalls oben schon gedacht worden ist. Die Patientin fiel in einen todtähnlichen Schlaf, und während desselben wurde sie wirklich entbunden.

So bald nun das unglückliche Kind da war, fiel es unter die Hände seiner Feinde. Die eben so unglückliche Mutter schlief, und konnte es nicht retten. Nach ihrem Erwachen aber waren ihre Klagen und Thränen zu ohmächtig, es seinem Schicksale zu entreißen. Man rief den Haushofmeister Schrell ins Zimmer, eben als das Kind angekommen war. Die Hebamme war grausam genug, einen Versuch zu machen, ob sie ihm das Leben nehmen könne. Schon gab sie ihm einen Druck in die Hirnschale; aber der Haushofmeister riß ihr noch die Hand weg, und rettete auf diese Weise das Leben des Kindes. Doch verlohr dasselbe dieses Kennzeichen von der mörderischen Hand der Hebamme, in seinem Leben nicht wieder.

Hierauf wickelte die Hebamme das Kind ein, und packte es fest in ein Körbchen, welches dann der Haushofmeister unter seinen Mantel nahm, und mit seinem Raube aus dem Zimmer gieng. Von dem Baron hatte er schon Auftrag, was er weiter damit vornehmen sollte. Zufolge desselben nahm er seinen Weg mit dem Kinde, durch eine Hinterthür, die auf den Schloßwall, und dort auf einen Rasengang führte. Itzt kam er an die Brücke, die in den Schloßgarten gieng. Durch diesen mußte er hindurch, ehe er auf die freye Straße kommen konnte. Aber er hatte die Schlüssel sowohl zu der Vorder- als Hinterthür. Vor der letztern stand der Baron mit einem guten Pferde bereit. Dieses bestieg Schrell, und ritt über vier Stunden weit bis auf ein Dorf, wo er das Kind einer stillenden Frau übergab, die es zu sich nahm, es gehörig reinigte, und ihm die Nahrungsmittel reichte. Diese Frau hatte der Baron besorgt; sie wurde überaus reichlich bezahlt, und man gab ihr zu verstehen, daß das Kind einem unverheiratheten vornehmen Frauenzimmer, das ihre Niederkunft nicht wissen lassen wolle, gehöre. Der Haushofmeister ritt sodann wieder nach Hause, um

durch

durch seine Entfernung keinen Verdacht zu erregen. Früh mit dem frühesten war er schon wieder im Schlosse.

Bey jener Bauerfrau blieb das Kind nur acht Tage: denn man traute der Geschwätzigkeit derselben nicht, und befürchtete durch sie entdeckt zu werden. Der Haushofmeister Schrell nahm also auf einige Tage Urlaub von seinem Herrn, ließ einen Wagen aus der Residenz kommen, und fuhr mit dem geraubten Kinde dahin. Weil aber die Reise einige Meilen betrug, so mußte die Bauerfrau bis an die Thore der Residenz mitfahren, um das Kind unterwegs zu stillen. Dort schickte er sie aber wieder zurück, und lud hernach den Knaben bey seines Bruders Frau ab, deren Mann damals noch am Leben war.

Madam Schrell war sonst Schauspielerin gewesen, und besaß einen Charakter, der aller Betrügereyen, und listigen Ränke fähig war. Sie hatte ihr Schwager schon beym Anfang der Verschwörung dazu ausersehen, um das geraubte Kind bey ihr unter zu bringen, und das Ziehgeld dafür war nicht gering ausgefallen. Um nun die Wahrheit desto

undurch-

undurchdringlicher einzuhüllen, stellte sie sich einen Monat vorher an, als ob sie schwanger wäre, und als ihr Schwager das Kind bey ihr abgegeben hatte, gab sie vor, daß sie damit entbunden worden sey. Unter dem Vorwande ihrer Unpäßlichkeit wurde eine Amme angenommen, welche zwar dem Kinde wohl ansah, daß es schon acht Tage alt war, allein, in Betrachtung des ansehnlichen Gehalts, den sie erhielt, die Sache nicht weiter untersuchte, sondern reinen Mund hielt.

Itzt aber trat nun wieder eine neue Schwierigkeit im Weg. Das Kind war noch nicht getauft, und ohne Taufe konnte man es doch nicht aufbehalten. Madam Schrell brachte zwar in Vorschlag, solches unter dem Namen ihres eigenen Kindes eben so taufen zu lassen, wie es von ihr gebohren seyn sollte. Allein dagegen setzte sich ihr Ehemann, welcher befürchtete, es möchte vielleicht einmal der Fall eintreten, wo man ihm dieses Kind ohne Ziehgeld könnte überlassen wollen, wenn er solches in der Taufe für sein eigenes anerkennte. Hier war nun guter Rath theuer, und die Verlegenheit, worinn sich der Haushofmeister befand, nicht klein. Doch, mit

Gelde, glaubte er, ist alles auszurichten. Er hörte, daß der Prediger des Kirchspiels, worein sein Bruder gehörte, kein Feind von klingender Münze war. Dieser Umstand war seinem Unternehmen günstig. Er gieng hin zum Prediger, entdeckte ihm, daß sein Bruder ein fremdes Kind, dessen Herkunft man nicht bekannt werden lassen könne, für sein eigenes angenommen habe, und ausgebe, gleichwohl aber solches nicht gern auf seinen Namen taufen lassen wolle, und bat ihn um einen guten Rath, wie man wohl am besten aus der Sache kommen könne. Die blanken Louisd'or, welche Schrell auf den Tisch legte, machten den Prediger zu diesem Antrage sehr gefällig. Er erbot sich, das Kind unter unbekanntem Namen zu taufen, und es auch so ins Kirchenbuch einzutragen, rieth aber verschwiegene oder unwissende Taufzeugen dazu zu nehmen, damit die Welt in dem Wahne erhalten würde, daß das Kind seiner Schwägerin gehöre. Auf gleiche Weise brachte man auch den Küster auf die Seite. Schrell holte den Krämer dazu, von welchem wir oben gesprochen haben, und die Frau des Tanzmeisters trug das Kind heimlich in die Kirche, und vertrat nebst ihrem Schwager

die

die Stellen der übrigen Taufzeugen. Alles gieng sehr geheim dabey zu; man legte dem Kinde in der Taufe den Namen Bernhard bey, und schaffte es wieder nach Hause, ohne daß jemand mehr davon erfuhr, als daß des Tanzmeisters Kind getauft worden sey.

Bis ins dritte Jahr wurde nun das Kind bey Madam Schrell erzogen. Itzt aber starb ihr Mann; sie hingegen war noch jung, und— glaubte vielleicht wieder einen andern Mann zu bekommen. Je weniger Kinder, dachte sie, desto mehr Liebhaber! sie suchte also den kleinen Bernhard wieder loß zu werden. Und da lag sie denn ihrem Schwager so lange an, bis er das Kind wieder von ihr wegnahm. In fremde Hände wollt' es nun dieser Mann doch nicht gern kommen lassen, weil er sich wirklich vorgesetzt hatte, seiner Herrschaft mit der Zeit ein Geschenk damit zu machen. Er nahm es also zu sich, und es gieng damit, wie wir oben in dieser Geschichte gehöret haben. —

Als dieses alles durch die Aussage der Hebamme und der beyden Kammerfrauen bekräftiget war, versiegelte die erstere ihr Geständniß mit ihrem Tode. Sie ließ den

Landshauptmann und seine Gemahlin bitten, ihr die Verzeihung dieser ihrer strafwürdigen That noch aus ihrem Munde zu versichern. Beyde giengen auch zu ihr ins Gefängniß, nahmen ihren wiedergefundenen Sohn mit, und beruhigten die Willmann durch ihre Verzeihung völlig über die Gewissensangst, die ihr den Abschied aus der Welt noch erschwerte. Einige Stunden darauf verschied sie, und entgieng dadurch der Strafe, womit sie der weltliche Arm der Gerechtigkeit noch bedrohte.

Es war sonderbar, daß alle die Hauptpersonen, welche das Komplot zur Entführung des jungen Burkhausen gemacht, und ausgeführet hatten, in die Ewigkeit übergiengen, ehe sie zur Strafe gezogen werden konnten, uud vielleicht erwartet sie erst in jenem Leben die Vergeltung, welcher sie hier entwischten. Nur die beyden Kammerfrauen, und Madam Schrell waren noch übrig. Den ersten beyden wurde anfänglich Zuchthausstrafe auf Lebenszeit zuerkannt; aber durch Vorbitte des Landshauptmanns bey Hofe wurde diese Strafe hernach nur auf einige Jahre herabgesetzt. Auch nahm sich nach

Verfluß derselben der Landshauptmann ihrer wieder an, und verschaffte ihnen auf das großmüthigste Versorgung auf ihre noch übrige Lebenszeit.

Am schlimmsten aber stand es nun mit dem Prozesse der Madam Schrell, offenbar war nun nicht nur der Verlust desselben, sondern sie selbst wurde itzt auch noch mit in die Untersuchung gezogen, um sie, wegen ihres Antheils an der Entführung des jungen Burkhausen ebenfalls zu bestrafen. Die beyden Schwestern des Landshauptmanns verlohren den Muth, sie länger mit Gelde zu unterstützen; und gaben ihre Sache bereits verlohren. Kurz, Madam Schrell fügte sich endlich auch in die Umstände, und gestand ihren Betrug ein. Die rechtmäßige Geburt des jungen Burkhausen wurde dadurch vollends ganz außer Zweifel gesetzt, und Madam Schrell kam auf Vorbitte des Landshauptmanns, mit einem halben Jahr Gefängnißstrafe loß. Seine beyden Schwestern aber hatten den Vortheil davon, daß am Ende die Bezahlung der Prozeßkosten auf sie hinaus lief, welche sie denn der Schrell

auch um so williger erstatteten, da sie nur froh seyn mußten, daß diese ihre Anstiftung des ganzen Rechtshandels nicht öffentlich verrieth.

So endigte sich denn diese so verworrene Sache zum ausnehmenden Vergnügen des Landshauptmanns, und seiner Gemahlin. Ihr Sohn bildete sich zu einem so vortreflichen Manne, daß sie bey seinem Besitz gern alle die Sorgen, und Unruhen vergaßen, die sie vorher um ihn gehabt hatten.

Die unterirrdische Familie.

Sieben und vierzigste Scene.

Ein junger teutscher Edelmann — Heinrich von Zechau — gieng auf einer Reise nach Italien, durch Tyrol, und verweilte einige Zeit auf den dortigen Gebirgen, um seine Liebhaberey an wilden Naturgegenständen zu befriedigen. Als er nun einst ganz allein, und zu Fuß einen Theil dieser Gebirge durchkletterte, übereilte ihn die Nacht so schnell, daß er seine Herberge nicht wieder erreichen konnte. Er sah' sich also nach der Wohnung eines Bergbewohners um, um vielleicht da übernachten zu können, und bald entdeckte er einen kleinen Meyerhof, der am Ende eines Waldes auf einer hohen Ebene lag, und aus einem ziemlich modernen Wohnhause, mit einigen Wirthschaftsgebäuden bestand. Hier beschloß er sogleich sein Nachtquartier zu nehmen. Er gieng hinein, fand

den Herrn des Hauses zu seiner Aufnahme willig, und wurde auf das höflichste von ihm bewirthet.

Als er die Nacht über sehr wohl geruhet hatte, und nun aufstand, um seine Wanderungen weiter zu verfolgen, ersuchte ihn der Herr von Heidegg — so hieß der Besitzer des Meyerhofs — noch einige Tage bey ihm zu verweilen. Dieser Mann war ein Greis von etlichen und siebenzig Jahren, ohne Familie, und ohne viele Domestiquen. Seine Gesellschaft bestand bloß aus einem alten Bedienten, der ihm aufwartete, und einer alten Haushälterin. Lange Jahre hatte er schon in dieser Einsamkeit gelebt, und selten verirrte sich jemand vom Stande, in jene unwirthbaren Gebirge, der ihn darinnen hätte unterbrechen können.

„Es thut mir so wohl,

sprach er itzt zu seinem Gast,

„wenn ich einmal einen fremden Menschen „bey mir sehe: denn nicht leicht suchet „mich jemand in dieser Einöde auf. Wenn „es Ihnen also möglich ist, lieber junger

„Mann, so verharren sie noch einige Ta-
„ge bey mir; bey den vielen schönen Ge-
„genden und Aussichten, die ich Ihnen
„hier in meiner Nachbarschaft zeigen kann,
„denke ich, soll Ihnen auch die Zeit nicht
„allzu lang werden.

Jechau ließ sichs gefallen, weil er ohnedem keine Eile hatte, und nachdem sie das Frühstück mit einander eingenommen hatten, gieng der Alte mit ihm spazieren. Sie besahen einen Theil der umherliegenden Gebirge, und brachten damit bis gegen Mittag zu. Als sie nun aber auf dem Rückwege nach Hause begriffen waren, entdeckte Jechau ein altes, doch noch gar nicht verfallenes Schloß, das ungefähr eine halbe Stunde von Heideggs Wohnung entfernt, auf einem schroffen, dicht mit Holz umwachsenen Felsen da lag. Er fragte sogleich seinen Führer, was das für eine Burg wäre? und wer darinnen wohne?

„Sie gehöret mir zu,

antwortete der Alte,

„und wurde sonst von mir selbst bewohnet;
„itzt aber ist sie die Wohnung böser Gei-
„ster, die nicht nur mich daraus vertrie-
„ben

„ben haben, sondern auch sonst niemanden
„darinnen leiden wollen.

Kaum konnte sich Zechau enthalten, über die Antwort seines Führers zu lachen, so weit war er von dem Glauben an Gespenster, und Geistererscheinungen entfernt. Er ersuchte den Alten, mit ihm hineinzugehen, und sich darinnen umzusehen.

„Nein, junger Mensch!

sagte aber dieser,

„diese Kühnheit würde Ihnen und mir
„sehr theuer zu stehen kommen, wenn wir
„es wagten, nur einen Fuß in dieses ge-
„fährliche Schloß zu setzen.

„Hm! sollte man sichs wohl vorstellen,

versetzte Zechau:

„daß man heut zu Tage noch an dergleichen
„Spuckereyen von Poltergeistern glauben
„könnte? — wenn es wahr ist, Herr von
„Heidegg, daß es in diesem Schlosse um-
„geht, so steckt gewiß irgend eine Betrü-
„gerey dahinter, die ich beynahe, zu ent-
„decken, nicht übel Lust hätte.

„Wüßten

„Wüßten Sie die Geschichte,

sagte aber jener wieder,

„die zu dieser Spuckerey Anlaß gegeben
„hat, so würden Sie vielleicht weniger un-
„gläubig davon denken, und reden.

Zechau ersuchte den Alten, ihm diese Geschich-te zu erzählen: denn er fieng nun wirklich an, etwas neugieriger auf die Sache zu werden, als vorher. Der Alte aber schien dazu noch keine Lust zu haben. Zechaus Neugierde hin-gegen wurde immer höher gespannt, je ernst-licher der Alte zu versichern fortfuhr, daß jenes Schloß wirklich von bösen Geistern be-sessen sey. Sie kamen inzwischen nach Hau-se, und setzten sich zur Tafel. Der Wein erheiterte sie beyde; unser Reisender hielt es also itzt für die beste Zeit, seine Bitte an den Alten um Mittheilung der Geschichte des Schlosses zu wiederholen. Er that es in so dringenden Ausdrücken, daß dieser endlich nachgab, und antwortete:

„Gut! ich habe diese Geschichte zwar noch
„wenig Menschen erzählt: denn sie macht
„mir eben keine große Ehre, und würde,
„wenn sie der Welt bekannt werden sollte,

„so gar meiner Sicherheit vielleicht noch
„schaden. Inzwischen, da Sie mir ein
„rechtschaffener junger Mann zu seyn schei-
„nen, so will ich Sie mit meinen ganzen
„Begebenheiten bekannt machen; doch
„müssen Sie mir vorher einen Eyd ablegen,
„daß sie solche, wenigstens so lang' ich le-
„be, geheim halten, und sie niemanden
„entdecken wollen.

Zechau leistete willig den Eyd, und nun begann der Alte folgende Erzählung:

„Meine Vorfahren haben seit uralten Zei-
„ten dieses Schloß besessen. Kaiser Ma-
„ximilian der zweyte erbaute es, und
„belieh nach damaliger Sitte, einen seiner
„Ritter damit, der von Heidegg hieß.
„Nie hat man vor meiner Zeit auch nur
„die geringste Spur von Geistérer-
„scheinungen darinnen wahrgenommen,
„obgleich alle meine Vorfahren hier be-
„graben liegen. Ich als der letzte von
„diesem Heideggischen Stamme, war der
„einzige Sohn meines Vaters, und ich
„verlohr ihn erst in meinem vierzigsten
„Jahre, als ich eben im Dienst Kaiser
„Karls des sechsten, bey dem damaligen
„spani-

„spanischen Successionskriege, in den Nie-
„derlanden mit zu Felde war. Meine
„Mutter war schon vorher gestorben, und
„mein Vater hatte niemanden bey sich, als
„einen alten Haushofmeister mit seiner
„Frau, welche ihm seine Wirthschaft führ-
„ten. Dieser meldete mir nun den Tod
„meines Vaters: da ich aber wegen mei-
„ner Dienstgeschäfte nicht sogleich zurück
„kommen konnte, so trug ich diesem alten
„Diener meines Vaters die Fortse-
„tzung der Wirthschaft auf, und der
„Kaiser gab mir im Felde mein Gut
„in Lehn.

„Nun stand ich einst bey einem nie-
„derländischen Edelmanne im Quartier,
„der von Thölden hieß, und eine sehr rei-
„zende Tochter hatte. Adelheid, so hieß
„dieses junge Frauenzimmer, fesselte mein
„ganzes Herz an sich, und ich beschloß,
„mich um ihre Liebe zu bewerben, und sie zu
„heirathen. Sie war erst zwanzig Jahre
„alt, aber voll männlichen Muths, und
„heldenmüthiger Entschließungen fähig.
„Ich eröffnete ihr mein Herz, und meine
„Absichten, hatte aber den Verdruß, ab-

„schläg-

„schlägliche Antwort von ihr zu erhalten, „und zwar unter dem Vorwande, daß „sie noch zu jung sey, um sich schon zu „verheirathen. Eine ähnliche Resolution „erhielt ich auch von dem Vater. Bald „aber entdeckte ich, daß Adelheid mit ei„nem jungen niederländischen Ritter in Ver„bindung stand, der von Horn hieß, und „aus einer sehr armen Familie war. Ich „merkte, daß Adelheid diesen Liebhaber „im geheim begünstigte, ihr Vater hinge„gen mit diesem Liebeshandel nicht zufrie„den war. Gleich zuwider war auch die „Familie der Horn jener Verbindung: denn „es herrschte zwischen ihr und dem Thöl„denschen Hause eine alte verjährte Feind„schaft, welche so weit gieng, daß die Ver„wandten des jungen Horns ihm den Tod „geschworen hatten, wenn er die Adel„heid heirathen würde. Ich glaubte, „Vortheil daraus zu ziehen, wenn ich mei„ne Entdeckung dem alten Thölden mit„theilte. Aber es half mir so viel als „nichts. Er ärgerte sich zwar darüber; „und suchte das Herz seiner Tochter von „Horn abzulenken; gleichwohl aber be„harrte er dabey, daß Adelheid ihren

„Willen,

„Willen, auch in Absicht auf mich, be-
„halten müsse, und so bliebs denn noch
„immer bey der abschläglichen Antwort.

„Ich war damals noch ein äußerst küh-
„ner, feuriger, und unternehmender Mensch.
„Ich liebte die Adelheid mit einer Art
„von Wuth, die mich fast rasend machte;
„und getrieben von dieser unbezwinglichen
„Leidenschaft, beschloß ich, sie zu entfüh-
„ren. Da ich eine Kompagnie leichter
„Reuter kommandirte, so wurde mir es
„leicht, einige meiner Untergebenen auf
„meine Seite zu bringen. Die Streife-
„reyen der Franzosen, die in der Nähe von
„uns standen, gaben mir Gelegenheit, das
„Thöldensche Schloß, unter dem Vor-
„wande, daß Feinde darinnen verborgen
„wären, einmal des Nachts zu überfal-
„len. Im Tumult dieses Ueberfalls ließ
„ich denn das Fräulein glücklich hinweg-
„nehmen, und sie, durch zwey vertraute
„Kerls, die ich dazu erkauft hatte, aus
„dem Lande hinaus, und hieher auf mein
„Schloß bringen. Der alte Thölden führ-
„te zwar Klage darüber bey dem Kaiser;
„aber zu meinem Glück kam wirklich kaum

„eine Stunde nach meinem Ueberfall, ein
„Trupp Franzosen an, welche mich wieder
„in dem Thöldenschen Schlosse suchten,
„und solches rein ausplünderten. Ich
„schob daher die Entführung des Fräu-
„leins auf die Franzosen, und befreyte
„mich dadurch, und weil ich ohnedem we-
„gen meiner Tapferkeit gut bey dem Kai-
„ser stand, von aller weitern Verantwor-
„tung.

„Das geraubte Fräulein aber ließ ich
„zu Hause, dem alten Haushofmeister
„meines Vaters, und seiner Frau, wel-
„che mir sehr ergeben waren, überliefern,
„und schrieb ihnen, sie so lange, bis ich
„selbst kommen würde, zu bewahren, daß
„sie nicht entfliehen könne. Meine Abge-
„ordneten kamen zurück, und meldeten
„mir, daß sie das Fräulein glücklich über-
„bracht hätten. Auch versprach mir der
„Haushofmeister ihre sorgfältige Aufbe-
„wahrung auf das theuerste.

„So bald die Kampagne zu Ende gieng,
„nahm ich Urlaub, und reiste nach Hau-
„se, um die Früchte meiner Entführung
„ein-

„einzuerndten. Ich schmeichelte mir, durch „die Heftigkeit meiner Liebe die Abneigung „des Fräuleins zu überwinden, und nach „erhaltener Verzeihung wollt' ich mich so„gleich mit ihr trauen lassen. Voll vom „Vorgefühl des Vergnügens, welches ich „mir, an ihrer Seite zu finden träumte, „dacht' ich die ganze Reise über an weiter „nichts, als an Adelheid, und an ihre „entzückenden Reize. Ich brannte für „Verlangen nach ihrer Umarmung, „und — bey dieser meiner Gemüthsstim„mung war es wohl ganz natürlich, daß „mich jede Täuschung meines geträumten „Glücks außer mir setzen, und meine Lei„denschaft bis zur Wuth entflammen muß„te. Noch itzt begreife ich nicht, wie ich „den bizarren Einfall haben konnte, das „Fräulein überraschen zu wollen. Ge„burt der Eifersucht konnt' es nicht seyn: „denn ich ahndete auch nicht von fern den „Gedanken, daß es ihr möglich seyn kön„ne, mit einer andern Mannsperson zu„sammen zu kommen. Hoffnung eines ihr „selbst zu machenden Vergnügens war es „eben so wenig: denn da ich sie mit Ge„walt entführt, und sie von ihrem Lieb-

„haber getrennt hatte, so durfte ich mir auf „den freundlichsten Empfang freylich keine „sonderliche Rechnung machen. Kurz, ich „ließ meinen Reitknecht mit den Pferden „haußen im Walde halten, und gieng zu „Fuße hinein in mein Schloß. Die Nacht „war schon eingebrochen; ohne von je„mand gesehen zu werden, schlich ich mich „durch das Thor, das noch offen stand. „Alles war still, und wie ausgestorben im „ganzen Schlosse; ich wußte das Zimmer, „welches ich dem Fräulein einzuräumen „befohlen hatte; es lag im Hintertheil „des Schlosses, und die Fenster waren „mit eisernen Gittern verwahrt, dahin „schlich ich mich auf einem finstern Gan„ge; keine menschliche Seele, keinen Laut „nahm ich wahr; ich erreichte die Thür, „horchte, und vernahm nichts. Endlich „klinkte ich am Schlosse, fand zu meinem „Erstaunen die Thür offen, und — gieng „hinein. Bey der schwachen Erleuchtung „von einer kleinen düstern Lampe, wurde „ich in einer Ecke des Zimmers ein Bett „mit zugezogenen Vorhängen gewahr. Ich „trat näher, hob den einen Vorhang auf, „und — denken Sie sich mein Erstaunen,

„und die Wuth, worein mich meine Ent-
„deckung setzte — ich erblickte meine Adel-
„heid, entblößt, und schlafend in den Ar-
„men einer Mannsperson, die mit dem
„Gesicht auf ihrem Busen lag, und jene
„Seligkeiten bereits genoß, nach welchen
„ich dürstete. —

„Ueberlegungen darüber anzustellen —
„langsam mich zu sammeln, und einen wei-
„sen Entschluß zu fassen; alles dies erlaub-
„te mir mein Temperament nicht. Zer-
„störte Hoffnung, und Vereitlung meines
„Vergnügens setzten mich vielmehr so hef-
„tig in Rage, daß ich Vernunft und Ue-
„berlegung vergaß, und nur nach Rache,
„durch Blut versöhnte Rache dürstete.
„In dieser abscheulichen Gemüthsstim-
„mung zog ich meinen Degen, und stieß
„auf den in Liebe schwelgenden Nebenbuh-
„ler so heftig ein, daß das Blut in die
„Höhe spritzte. Er that einen heftigen
„Schrey, Adelheid erwachte davon, und
„sprang aus dem Bette, um die Flucht
„zu ergreifen. „Halt, Unglückliche! —
„rief ich, und setzte ihr die Spitze meines

 „De-

„Degens entgegen. Sie lief gerade hinein, und — sank zu Boden. —

„Kaum hatt' ich diese schreckliche That „vollendet, so suchte ich die Thür, schloß „ e von außen zu, und lief fort, ohne zu „wissen, was ich that, und was ich beginnen „wollte. Aber itzt kam mir der alte Haushofmeister, mit einem Lichte auf dem „Gange entgegen. Ihn hatte das Geschrey der Ermordeten herbey gerufen. „Halb todt vor Schrecken ward er, als er „mich erblickte; keine Sylbe konnt' er hervorbringen. Das hast du gemacht, alter Betrüger! — sagte ich — Er sah „meinen blutigen Degen, und rief: Großer Gott! ich bin unschuldig an diesem „Blute! — ich gab ihm den Schlüssel zur „Stube, mit den Worten: wenn sie noch „zu retten sind, so hilf ihnen; außerdem „begrabe sie in der Stille! oder dein Kopf „muß für deine Verrätherey bezahlen. —

„Ich eilte aus dem Schlosse nach meinen Pferden, setzte mich auf, und ritt „wieder hin, wo ich hergekommen war. „Ich kam zur Armee mit dem Vorsatze, im

„Gewühl

LB Coburg

„Gewühl des Feldzugs mein Leben zu en„den. Schmerz, und Verzweiflung hatten „alle andere Empfindungen bey mir ver„drängt. Bald fand ich Gelegenheit zu „Ausführung meines Vorsatzes. Mit blin„der Wuth stürzt' ich auf den Feind loß; „aber vergebens suchte ich meinen Tod; „die Zeit meine Vergehungen zu büßen sollt' „ich noch erleben. Meine Todsucht wur„de mir für Tapferkeit ausgelegt, und die „Folge davon war, daß mich der Kaiser „zum Obristen erhob.

„Inzwischen meldete mir mein Haushof„meister, daß die beyden Opfer meiner Ei„fersucht an ihren Wunden gestorben wä„ren, und daß er sie, um kein Aufsehen „zu erregen, in das Familienbegräbniß „habe legen lassen. An dem Vorfalle aber, „daß ich eine Mannsperson bey der Adel„heid im Bette angetroffen habe, sey er „ganz unschuldig: denn dieser junge Mensch „ habe sich unter der Masque eines Frau„enzimmers bey ihm eingeschlichen; er ha„be ihn als Domestiquin angenommen, und „in der Folge habe das Fräulein sich ihn „zur Aufwärterin ausgebeten. Alles Nach-

„forschens ungeachtet aber habe er weder
„von ihr selbst, noch von der Adelheid
„seinen Namen, und Stand herausbrin-
„gen können. —

„Ich erfuhr nach der Zeit, daß der
„Ritter Horn, Adelheids Liebhaber, un-
„sichtbar geworden war; es blieb mir al-
„so kein Zweifel übrig, daß niemand an-
„ders, als er, jene verkappte Domesti-
„quin gewesen sey. Inzwischen gieng der
„Krieg zu Ende. Einige gefährliche Wun-
„den machten mich zu ferneren Kriegs-
„diensten untüchtig; ich nahm also mei-
„nen Abschied, und begab mich auf mein
„Schloß. Mein alter Haushofmeister leb-
„te zwar noch, aber seine Frau war ge-
„storben, und er wohnte mit einer andern
„Domestiquin noch ganz allein auf dem
„Schlosse.

„Sobald ich mein Schloß wieder be-
„trat, erwachte das Andenken an meine
„darinnen begangene blutige That mit all'
„dem damit verbundenen Schauder von
„neuem in meiner Seele, und nun hören
„Sie, was mir gleich in der ersten Nacht
„begegne-

„begegnete! — Gegen eilf Uhr legte ich „mich nieder. Aber allen Schlaf raubten „mir die bangen Empfindungen meiner „Seele. Der Gedanke an Adelheid äng„stigte mich ungemein; ich warf mich „im Bette herum, und jammerte über „meine Mordthat. Ich lag in ei„nem Alcoven, und konnte von da gleich „in mein Zimmer sehen, worinn ein Nacht„licht brennte. Itzt hört' ich zwölf Uhr „schlagen; aber kaum waren einige Minu„ten verflossen, so vernahm ich ein gewis„ses Rascheln auf dem Vorsaal, als ob je„mand ein Bund Stroh, auf den Dielen „hin und wieder zöge. Je mehr ich dar„auf horchte, desto lauter wurde dieses Ra„scheln. Ich stand eben im Begriff, auf„zustehen, und dieses Geräusch zu unter„suchen, als ich dasselbe Rascheln verdop„pelt an der Thür vernahm. Können Sie „sich wohl vorstellen, daß ich, der Mann, „der vor Millionen Franzosen-Kugeln nicht „gezittert hatte, daß ich itzt anfieng, mich „zu fürchten? — ich beschloß, im Bette „zu bleiben; aber eben da ich nun nach der „Thür hinblickte — sah' ich eine Figur „nahe daran, im Zimmer stehen, die mir

„Furcht und Entsetzen durch alle meine „Glieder jagte. Es war ein langes tod„tenblasses Frauenzimmer, in einem weis„sen Leichenkleide, mit zerstreuten Haaren, „und herabhängenden Armen. So wie „ich diese fürchterliche Figur ansahe, so „fieng sie an, sehr kläglich zu ächzen und „zu seufzen. Ich glaubte, eine Aehnlich„keit mit der von mir ermordeten Adel„heid an ihr wahrzunehmen, und dieser „Gedanke machte mich vollends so feig, „daß ich mein Gesicht wegwendete, und „nach der Wand zukehrte. Bald darauf „hörte ich wieder ein Geräusch an der „Thür; ich sah' mich darnach um, und die „Figur war weg.

„An Schlaf war nun weiter nicht zu „denken. Ich klingelte meinem Bedienten, „stand auf, und — fand die Thür, wie „vorher, verschlossen. Der Bediente hat„te nicht das mindeste von der Erscheinung „gesehen, oder gehöret. Was war nun „wohl natürlicher, als daß ich überzeugt „war, der Geist der ermordeten Adelheid „sey mir erschienen, und habe mich für „meine Frevelthat an ihm beunruhigen

„wollen.

„wollen. Ich fragte den Haushofmeister, „ob er vorher von dieser Erscheinung im „Schlosse etwas wahrgenommen habe: „aber er wollte nicht das mindeste davon „gehöret, oder gesehen haben. Die fol- „gende Nacht legte ich mich in ein andres „Zimmer, verschloß die Thür sehr sorg- „fältig, und ließ meinen Bedienten mit im „Zimmer schlafen. Aus großer Müdig- „keit schlief ich noch vor zwölf Uhr ein; „aber ein entsetzliches Geschrey meines Be- „dienten erweckte mich bald. Ich sah mich „nach ihm um, und erblickte dieselbe Fi- „gur wieder, und zwar nahe an seinem „Bette stehen. Ich nahm mir das Herz, „die Erscheinung anzureden; erhielt aber „nur ein ängstliches Stöhnen und Aechzen „zur Antwort. Sie wies mit der Hand „auf ihre linke Seite, wo ich rothe Flecke „auf dem Kleide sah, bewegte sich rück- „lings nach der Thür zu, und schlüpfte „durch solche hinaus. Indem aber dieß „geschah, that es einen Knall, als ob „jemand mit einer Axt an die Thür an- „schläge. Ich stand auf, und untersuch- „te die Thür; sie war so fest verschlossen, „wie vorher. — Der Bediente lag in To-

„des-

„desangst da, und von der Stunde an, „fiel er in eine heftige Krankheit. Die „dritte Nacht versucht' ich's wieder in ei„nem andern Zimmer, und — hatte die „nämliche Erscheinung. Ich nahm dieß„mal den Haushofmeister selbst zu mir. Er „blieb wachend bey mir sitzen, ich schlief „bis um zwölf Uhr, dann erweckte mich „das Geräusch, das das Gespenst bey „der Erscheinung verursachte; der Haus„hofmeister redte es an; aber es entwich „ohne Antwort. —

„Seltsam genug war es, daß ich allein „der Gegenstand zu seyn schien, welchen „diese traurige Erscheinung verfolgte; denn „den Tag drauf verreiste ich auf einige „Monate; und während der Zeit hatte „sich das Gespenst auch mit keinem Auge „wieder sehen lassen. So bald ich aber „wieder ins Schloß trat, gieng das Spu„cken von neuem loß. Endlich — um es kurz „zu machen — nahm ich meine Wohnung „bey einem Prediger in der Nachbarschaft, „und ließ mir inzwischen dieses Haus in „meine Meyerey bauen, die, wie Sie wis„sen, ein ziemliches Stück vom Schloß ent-

„ferut

„fernt ist. Das Schloß selbst aber hab'
„ich seit dieser Zeit gänzlich leer stehen las-
„sen: denn als der Haushofmeister gestor-
„ben war, litt das Gespenst auch am Ta-
„ge niemanden weiter darinnen, und je-
„dermann, wer sich hinein wagte, wurde
„so beunruhiget, daß er gern nicht wie-
„der hinein verlangte.

„Viele Jahre unterstand sich auch nie-
„mand, über Nacht darinnen zu bleiben.

„Es traf sich aber vor ungefähr vier
„Jahren, daß mich ein junger Edelmann
„von meiner Verwandschaft besuchte, der
„alles meines Abrathens ungeachtet doch
„darauf bestand, eine Nacht in dem Schlosse
„zu bleiben. Er versah sich mit einem
„tüchtigen Säbel, zwey geladenen Pisto-
„len, und einem großen Hunde, der dar-
„auf abgerichtet war, jeden, auf welchen
„er gehezt wurde, fest zu halten. Aber
„der Abend, wo er von mir weggieng,
„war der letzte, da ich ihn sah: denn früh,
„als ich auf seine Zurückkunft harrte, blieb
„er außen, und wie ich einige meiner Leute
„ins Schloß sandte, um ihn zu suchen,
„fand sich das Bette leer, Pistolen und
„Säbel

„Säbel aber lagen darneben, unter Be-
„wachung des Hundes, der ruhig dabey
„lag, und schlief, auf dem Stuhle. Ich
„glaubte, der junge Mensch wäre des
„Nachts heimlich entwichen, und nach
„Hause gereiset; aber alle meine Mühe,
„ihn irgendwo auszuforschen, ist völlig
„fruchtlos abgelaufen. Seit dieser Zeit
„erlaube ich niemanden mehr, des Nachts
„in diesem Schlosse zu bleiben: denn es
„sey nun mit diesem jungen Menschen vor-
„gegangen, was da wolle, so muß ihm
„doch irgend ein Vorfall begegnet seyn,
„der ihn ums Leben gebracht hat, sonst
„würde man in vier Jahren doch wenig-
„stens etwas wieder von ihm erfahren ha-
„ben.

„Und doch werde ich Sie bitten,

versetzte Zechau,

„mir das nämliche zu vergönnen. Ihre
„Erzählung klingt freylich sonderbar ge-
„nug; aber sie überzeugt mich doch noch
„lange nicht, daß die Erscheinungen, die
„Sie aus dem Schlosse vertrieben haben,
„von Geistern herrühren. Besonders führt
„mich

„mich das Beyspiel von ihrem Verwand„ten, auf einen ganz sonderbaren Gedan„ken, der meine ganze Neugierde, die „Sache selbst zu untersuchen, rege macht.

H. Nun! was denken Sie denn? glauben „Sie vielleicht, mein Schloß sey zu einer „Räuberhöle geworden? —

J. Wahrscheinlicher wäre denn diese Mei„nung doch noch immer, als die, daß sie „ein Aufenthalt von Geistern, und Ge„spenstern sey.

H. Behüte der Himmel! wo kämen Räuber „hieher? man müßte doch etwas von der„gleichen Gesindel in der Nachbarschaft „spüren. Aber — so lang' ich hier lebe, „ist eben so wenig hier in der Gegend je„manden etwas gestohlen worden, als „man nur irgend einmal eine verdächtige „Person gesehen hat.

J. Das wäre noch lange kein Beweis dage„gen. Doch die Wahrheit zu sagen, so „glaube ich eben so wenig, daß es Räu„ber sind, die dieses Schloß bewohnen, „als Gespenster.

H. I nun! was wären's denn sonst? —

F. Das werden wir vielleicht erfahren, wenn „Sie mir nur erlauben, eine Nacht dar„innen zuzubringen.

Es kostete dem Herrn von Fechau ungemein viel Mühe, den alten Heidegg zu überreden, daß er ihm diese Erlaubniß gab. Acht Tage lang bat er ihn vergebens darum. Endlich willigte Heidegg aber doch ein, und dann wurden die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen. Man machte in demselben Zimmer, wo der alte Heidegg die erste Erscheinung gehabt hatte, ein Bett zurechte, und schaffte einige Meubeln hinein, die zum Nachtquartier gehörten.

Des Abends nahm Fechau eine wackere Mahlzeit zu sich, stärkte sich durch ein gut Glas alten Rheinwein, und gegen zehn Uhr empfahl er sich dem Alten, um nun das in den Augen dieses Mannes so gefährliche Abentheuer zu beginnen.

„Es thut mir leid,

sagte der ehrliche Heidegg,

„daß meine traurige Geschichte noch einen

„so

„so braven jungen Mann, wie Sie, mit „ins Unglück verwickeln soll. Ich bin „unschuldig an dem, was Ihnen bevor„stehet. Sie haben es selbst gewollt. Gott „nehme Sie in seinen Schutz; es mögen „nun böse Geister oder böse Menschen seyn, „die mich aus den Wohnungen meiner Vä„ter vertrieben haben, so gebe Ihnen Gott „so viel Barmherzigkeit, Ihnen Ihre Neu„gierde nicht so hart verbüßen zu lassen, „wie jenem guten Jünglinge, der sich mit „eben so vieler Kühnheit, wie Sie, in die „Gefahr wagte.

Er umarmte den jungen Wagehals noch einmal, und entlockte ihm einige Thränen, die sich mit den seinigen, auf seinen verrunzelten Wangen vermischten. Dann trennten sie sich — Heidegg in der festen Ueberzeugung, daß er den kühnen Zechau niemals wieder würde zu sehen bekommen, und dieser in der gewissen Hoffnung, den Tag drauf das Frühstück wieder mit ihm einzunehmen. Ein herzhafter Reitknecht begleitete Zechau'n mit einer Laterne ins Schloß, und trug ihm einen Theil der Sachen nach, die er mitnehmen wollte. Diese bestanden nun in vier geladenen Pistolen, ei-

nem tüchtigen Säbel, einigen Lichtern, und einem Feuerzeuge. Als sie das Schlafzimmer im Schlosse erreichet hatten, schickte Zechau den Reitknecht wieder zurück: denn er hatte sich noch ausdrücklich vorgenommen, ganz allein im Schlosse zu bleiben. Alsdann setzte er den Tisch neben das Bette, ließ ein Wachslicht darauf brennen, legte ihrer noch zwey neben das Feuerzeug in Bereitschaft, postirte die vier geladenen Pistolen hinter das Bette, so, daß er sie gleich mit der Hand erreichen konnte, legte den Säbel blos neben sich, behielt alle seine Kleider an, nahm eine brennende Tobackpfeife in den Mund, und legte sich so aufs Bette, um wachend die Erscheinung zu erwarten.

Kaum wies seine Uhr auf die zwölfte Stunde, so hörte er ein starkes Getöse sich ihm nähern, dessen Wiederhall durchs ganze Schloß erscholl. Es schien mit großen Stiefeln einher zu tappen, klirrte mit den Sporen, rasselte mit Ketten auf dem Saale, und auf den Treppen hin und wieder, schlug zu verschiedenenmalen an die Thüren, und lärmte am meisten an der Thür desjenigen Zimmers herum, worinn sich Zechau befand. Er aber

hörte

hörte ruhig das Getöse mit an, und wartete mit Verlangen drauf, wozu sich solches entwickeln würde. Endlich entstand ein so ungeheurer Lärm auf dem Vorsaale, daß alle Fenster zu zittern, und das ganze Schloß zu erbeben schien. Während desselben that sich die Thür auf, und es trat eine Figur herein, die einem minder herzhaftern Mann, als Zechau war, in der That Schrecken genug einzujagen geschickt war.

Sie hatte das Ansehen einer alten Frau, trug ein langes weißes Kleid, welches sie auf den Dielen hinter sich herschleppte, ihr Gesicht war die häßlichste Todtenlarve, die nur immer gedacht werden konnte; ein langes schwarzes Haar floß aufgelöst und zerstreut ihr um die Schultern, in der rechten Hand trug sie eine Fackel, und in der linken ein Crucifix, welches so groß war, daß sie sich wie auf einen Stock drauf stemmen konnte.

So bald als Zechau diese fürchterliche Figur erblickte, ergriff er das eine seiner Pistolen, setzte sich im Bette auf, und sagte:
„welche Macht führt dich hieher, die Be„wohner dieses Hauses zu schrecken? sprich!

„was ist dein Begehren? ich werde dir
„Rede und Antwort geben, aber ich werde
„auch gegen Geister der Hölle, meinen Arm
„nicht sinken lassen, wenn du als Feind
„dich mir nahest.

Die Figur trat einige Schritte näher, und betrachtete Zechau'n beym Schein ihrer Fackel, einige Minuten mit größter Aufmerksamkeit. Hernach antwortete sie:

„Junger Mensch! ich könnte dir deine Ver-
„wegenheit mit deinem Leben bezahlen las-
„sen, wenn mich deine Jugend und deine
„männliche Schönheit nicht dauerte. Doch,
„nur eine Bedingung habe ich, unter wel-
„cher ich dir das Leben schenke, und diese ist,
„daß du mir den Augenblick folgest, wohin
„ich dich führe.

Zechau versetzte:

„ich bin bereit, dir zu folgen, wo-
„hin du mich führest; aber du mußt
„mir beym Worte der ewigen Wahrheit
„versprechen, daß du mich unversehrt wie-
„der zurück auf diese Stelle bringen willst.

„Du wirst nie wieder zurück begehren, erwiederte das Gespenst,

„wozu

„wozu also das Versprechen?

„Und wenn du mich in den Schooß der
„Seligkeit führtest

sagte Zechau,

„so wär' es noch immer möglich, daß ich
„zurück begehrte. Gewähre mir also diese
„Bedingung, oder ich werde diese Stelle
„nur mit meinem Leben verlassen.

Itzt trat ihm das Gespenst bis auf einen Schritt näher, hielt ihm das Crucifix hin, und sagte:

„lege deine Hand hier auf das Bild des
„Gekreuzigten, und schwöre mir, daß du,
„ohne meine Erlaubniß, von dem, was
„du sehen und hören wirst, niemanden et-
„was entdecken willst! denn sollst du Er-
„laubniß haben, zurück zu kehren, so bald
„du Lust dazu hast.

Zechau bedachte sich hierüber gar nicht; er legte seine Finger auf das Crucifix, und sagte:

„ich schwöre es bey Gott, und meinem
„Erlöser.

„Nun! so stehe auf, und folge mir

 erwie-

erwiederte dann das Gespenst, und Zechau blies seine Lichter aus, und folgte der furchtbaren Führerin.

Der alte ehrliche Heidegg lag indessen voller Angst und Sorgen in seinem Bette, und hatte sichs schon verziehen, seinen Zechau niemals wieder zu sehen. Nur zu gut trafen auch seine Besorgnisse zu: denn der Morgen brach heran, und kein Zechau wollte sich wieder einfinden. So bald es Tag geworden war, schickte er seinen Bedienten nach dem Schlosse, um nach dem Jüngling zu sehen. Aber das Bette war leer, die Lichter waren ausgelöscht, die Pistolen lagen noch geladen da, und alles war in der besten Ordnung, nur Zechau selbst war über alle Berge.

„Bin ich nicht ordentlich zum Unglück ge„bohren?

rief der alte Heidegg aus, als ihm der Bediente den Rapport brachte,

„das ist nun schon der zweyte junge Mensch, „welchen dieses verwünschte Schloß dahin „gerafft hat. Ach! hätte ich doch nie darein „gewilliget, daß diese Leute sich einer so an„gen-

„genscheinlichen Gefahr hätten aussetzen „dürfen!

Besonders war er darüber ganz untröstlich, daß er es Zechau'n erlaubt hatte, in dem Schlosse zu bleiben, da er doch durch Erfahrung hätte klug geworden seyn sollen. Klagend und seufzend darüber gieng er umher; allenthalben ließ er den Jüngling suchen. Aber niemand wollte ihn gesehen haben, und nirgends war nur eine Spur von ihm anzutreffen. Kurz, der ehrliche Alte mußte sich endlich auch darein ergeben. Doch machte ihn dieser zweyte Vorfall von neuem darauf aufmerksam, ob nicht dennoch sein Schloß kein Aufenthalt von Geistern, sondern vielmehr ein Räuberhöle seyn möchte? —

„wären die beyden jungen Leute,

so schloß er sehr richtig,

„todt, oder gelähmt, oder krank darin„nen gefunden worden, so könnte man „dieß vielleicht noch eher für Wirkung ei„nes Geistes annehmen. Wenigstens trägt „sich die Welt mit Beyspielen von derglei„chen Vorfällen. Aber daß die beyden „Jünglinge ganz verschwunden sind, läßt

„mich in der That mehr auf die Exi-
„stenz böser Menschen schließen, die gern
„im Finstern ihr Handwerk forttreiben wol-
„len, und daher alles sogleich aus dem
„Wege schaffen, was sie nur irgend dar-
„an hindern könnte.

Er gab sich auch wirklich die Mühe, hier und da aufzustellen, ob man nicht etwas entdecken könnte, was diesen Gedanken bestärkte; ja er schickte sogar am Tage einige herzhafte Leute ins Schloß, um darinnen Untersuchungen anzustellen. Aber alles vergebens. In der Nachbarschaft entdeckte man nicht das mindeste verdächtige, und die Leute, welche sich ins Schloß wagten, wurden gemeiniglich mit Gepolter, und Steinwürfen empfangen; der Muth fiel ihnen, und sie unterstanden sich nicht, die geheimen Behältnisse, die sich wirklich darinnen befanden, weiter zu untersuchen. Kurz, Heidegg mußte die Sache so hingehen lassen, wie sie stand, und er ergab sich endlich darein, in der Ueberzeugung, daß er doch niemals das wahre Verhältniß derselben würde entdecken können.

Ein ganzes Jahr verstrich darüber; itzt aber, als der alte Heidegg einsmals Abends

ganz allein in seinem Zimmer saß, und seinen traurigen Gedanken nachhieng, fiel ihm auch der unglückliche Zechau so lebhaft wieder ein, daß er auf einmal in eine recht quälende Unruhe darüber gerieth. Er suchte zwar seine ängstlichen Vorstellungen zu unterdrücken, und nahm allerhand vor, um sich zu zerstreuen. Aber umsonst! er konnte sie nicht wieder loß werden. Endlich — pochte jemand an die Thür; er erschrack, und — rief: herein! Man stelle sich das Entsetzen vor, das ihn befiel, als auf einmal herein trat — niemand anders, als — Zechau — der verlohren geglaubte Zechau. Viel fehlte nicht, daß der gute Alte über diese plötzliche Erscheinung in Ohnmacht gefallen wäre: denn in der ersten Ueberraschung hielt er sie wirklich für Zechau's Geist.

„Erholen Sie sich, lieber Freund,

rief der junge Mensch,

„es ist kein Geist, der sich Ihnen nahet;
„ich bin es selbst, und komme, Sie über
„alles zu beruhigen, was Ihnen bißher
„so viel Angst, und Quaalen verursachet
„hat.

 „Nun

„Nun! so sey mir willkommen, guter
„Jüngling!

antwortete der Alte, der itzt wohl sah, daß er keinen Geist vor sich hatte,

„aber, wie gehts zu, daß du noch lebst?
„daß ich dich wieder bey mir sehe? dich in
„meinen Armen halte? —

denn er faßte Jechau'n in seine Arme, und drückte ihn fest an seinen Busen. Freudenthränen entrollten seinen Augen, und flossen seine Wangen herab. Er konnte sich nicht satt sehen an dem jungen Menschen, und konnte nicht aufhören, ihn zu küssen, und zu drücken.

„Sie sollen alles erfahren, bester Mann!

antwortete Jechau,

„lassen Sie nur itzt einige Erfrischungen
„hergeben, daß ich Schwadam zum Reden
„bekomme: denn ich habe Ihnen viel, sehr
„viel zu sagen.

Sogleich ließ Heidegg ein Paar Flaschen von seinem besten Rheinwein herbey holen, und nachdem sie einige Gläser davon zu sich genommen

nommen hatten, begann Zechau, dessen Zunge nun recht geläufig zu werden anfieng, erst die Erzählung von der Erscheinung des Gespenstes, die wir oben schon mitgetheilt haben, bis zu der Stelle, wo er, nach geleistetem Schwur des Stillschweigens, mit dem vermeintlichen Geiste fortgegangen war. Dann aber fuhr er also fort:

„ich folgte dem Gespenste erst bis vor die Zim„merthür, welche ich sogleich hinter mir „zumachte; ich war völlig in Kleidern: „denn ich hatte mich noch gar nicht aus„gezogen. Das Gespenst führte mich über „den großen Saal hinweg, sodann aber „über jenen langen Gang, der bis an das „Ende des Schlosses führt. Hier fand „ich eine kleine eiserne Thür, welche offen „stand, und auf eine kleine steinerne Trep„pe stieß. Wir stiegen die Treppe hinab, „und kamen auf einen finstern unterirrdi„schen Gang, der uns eine lange Strecke „fortführte. Am Ende desselben war aber„mals eine Thür, und hinter derselben „wieder eine Treppe, die aber kaum zwan„zig Stufen enthielt. Als wir diese hin„abgestiegen waren, stießen wir nochmals

„auf

„auf eine eiserne Thür, die aber verschlos-
„sen war. Das Gespenst eröffnete sie mit
„einem Schlüssel, und wir giengen hin-
„ein; jenes aber schloß diese Thür eben so
„fest hinter sich zu, wie es mit den vori-
„gen geschehen war.

„Stellen Sie sich mein Erstaunen vor,
„als ich hier in einen kleinen, mit vielen
„Lampen erleuchteten Saal trat, wo mir
„nun das Gespenst einige Minuten zu
„warten befahl! Fast wär' ich itzt selbst
„auf den Gedanken gekommen, daß ich
„mich in einer förmlichen Räuberhöle be-
„fände; ich besahe den Saal von allen Sei-
„ten, und fand außer der Thür, wo wir
„herein gekommen waren, noch zwey an-
„dere eiserne Thüren auf verschiednen Ecken.
„Alles betrachtete ich genau, und alles war
„höchst reinlich und ordentlich. Indem ich
„mich nun noch damit beschäftigte, trat ein
„ziemlich bejahrtes Frauenzimmer herein,
„welches ich an der Sprache sogleich für
„das Gespenst erkannte, das mich hieher
„geführt hatte. „Frage mich um nichts,
„junger Mensch, sagte sie, und folge mir
„getrost! — sie führte mich zu derselben

„Thür

„Thür hinaus, wo sie selbst herein gekom„men war; wir giengen über einen kleinen „schmalen Gang dahin bis an eine andere „Thür, welche sie eröffnete. Wir traten „hinein, und befanden uns in einem sehr „kleinen Zimmergen, wo aber ein überaus „wohl zubereitetes Bette stand. — Zieh' „dich aus! — sagte nun die alte Dame „— und lege dich in dieses Bette". — „Ich vermuthete nichts ärgeres, als „daß meine Führerin den Plan hätte, mir „selbst Gesellschaft zu leisten, welches mir „denn eben kein sonderliches Behagen ver„sprach. Ihre Reize waren nichts weni„ger, als appetitlich. Da ich aber in ge„fangener Hand zu seyn schien, so beschloß „ich, mich ruhig darein zu ergeben. Ich „fragte sie indeß wenigstens, ob ich mich „in ihrer Gegenwart ausziehen solle? — „Ja! — antwortete sie — du brauchst „dich vor mir nicht zu schämen! ich bin „alt, und längst verheirathet gewesen. — „Unbekümmert darum, was dieß Aben„theuer noch für ein Ende nehmen würde, „zog ich mich nun in Beyseyn der alten Da„me völlig aus, und legte mich in das Bette, „das groß, und sehr elastisch gebauet war.

„Ziem-

„Ziemlich stark fürchtete ich doch noch im-
„mer, die alte Dame würde sich nun auch
„entkleiden; und mir Gesellschaft leisten.
„Aber ich irrte mich. Sie sagte: erwar-
„te, was dir begegnen wird, und thue,
„was dir die Natur lehret! — um
„das übrige sey unbekümmert! Dann
„gieng sie von dannen, nahm ihr Licht
„mit, und ließ mich allein in einer solchen
„Dunkelheit da liegen, daß ich auch nicht
„das allermindeste vor mir sehen konnte.
„Eine gute Viertelstunde lag ich da voll
„großer Erwartung dessen, was mir noch be-
„gegnen würde, und noch konnte ich mich
„der Furcht vor dem Bettbesuch der alten
„vertrockneten Dame nicht erwehren.

„Itzt aber hört' ich leise die Thür auf-
„gehen, und jemanden herein schleichen.
„Es näherte sich meinem Bette, und schim-
„merte mir durch die Dunkelheit ein wenig
„weiß entgegen. — Es stieg zu mir her-
„ein, kroch neben mich unter die Decke,
„und schmiegte sich an mich an. Immer
„hatt' ich anfänglich noch den fürchterli-
„chen Gedanken, daß es die alte Dame sey.
„Aber — wie angenehm wurde ich über-
„rascht,

„rascht, als ich nach angestellter Unter-
„suchung das Gegentheil wahrnahm. —
„Es war ein Frauenzimmer von ziemli-
„cher Größe; Hand und Arm war voll
„und weich; der Busen stark und elastisch;
„Hals und Wangen fleischigt, und —
„alles übrige voller Embonpoint. Ich
„drückte sie an mich, suchte ihren Mund,
„wechselte darauf einige Küsse mit ihr, und
„blieb dann mit meinem Antlitz auf ihrem
„Busen liegen. Vergebens aber forderte
„ich sie zum Reden auf. Sie sprach kein
„Wort; desto feuriger aber waren ihre
„übrigen Liebkosungen. Kurz — ich be-
„folgte den Auftrag der alten Dame, und
„ließ mich im übrigen unbekümmert dar-
„um, wem ich diesen Liebesdienst erwies.

„Der Schlaf unterbrach endlich die Leb-
„haftigkeit unserer Umarmungen. Ich
„schlummerte auf dem Busen meiner Bett-
„genoßin ein, fand aber beym Wiederer-
„wachen, zu meinem nicht geringen Ver-
„druß, daß mein Gesicht auf dem bloßen
„Kopfkissen lag, und meine Gesellschafte-
„rin — verschwunden war.

Hier

Hier konnte sich der alte Heidegg nicht enthalten, die Erzählung zu unterbrechen, indem er Zechau'n sein unbegränztes Erstaunen über diese Begebenheit, und über sich selbst, daß er sich so lange hatte hintergehen lassen, bezeigte. Das Verlangen aber, zu wissen, wie sich die Geschichte noch aufklären würde brachte ihn bald wieder zum Stillschweigen, so, daß Zechau nun also fortfahren konnte:

„Nachdem ich mich wohl 1 Stunde lang mit „allerhand unruhigen Gedanken und Muthmaßungen über das mir zugestoßene Abentheuer herum geschlagen hatte, trat die „alte Dame, mit einem Lichte in der Hand „wieder zu mir herein. „Steh' auf! sagte sie nun, zieh dich an, uud folge mir „zum Frühstück! — ich werde dich sogleich „abholen. — Sie ließ mir das Licht da, „und entfernte sich wieder. Ich kleidete „mich an, und kaum hatt' ichs gethan, „so war sie schon wieder bey der Hand. „Ich folgte ihr einige Schritte über den „Gang in ein andres Zimmer, wo schon „Schocolate zum Frühstück bereit stand. Die „Dame setzte sich neben mich, schenkte mir

„ein,

„ein, und fragte mich, wie es mir diese
„Nacht in ihrem Hause gefallen habe? —
„Ich antwortete: wenn es in der unterir-
„dischen Welt, lauter so reizende Geister-
„erscheinungen, und lauter so angenehme
„Nächte giebt, wie die vergangene war,
„so hat man wirklich keine Ursache, sich
„vor Gespenster zu fürchten. — Sie
„lächelte, und versetzte: es freut mich, daß
„dir die Bekanntschaft gefallen hat, wo-
„zu ich dir diese Nacht verholfen habe;
„und — ich muß dir sagen, auch du hast
„dem Gespenst nicht mißfallen — du hast
„dich wie ein Mann gehalten! — aber
„es ist billig, daß ich dir die Theilnehme-
„rinn deines Vergnügens nun auch bey
„Lichte zeige. — Sie klingelte, und so-
„gleich trat ein Mädchen herein, über de-
„ren Anblick ich eben so sehr erstaunte, als
„in Entzücken gerieth. Es war das
„schönste, lieblichste, und sanfteste Ge-
„schöpf unter der Sonne. Mit halb
„niedergeschlagenen Augen, und mit der
„reizendsten Miene der Schamhaftigkeit
„nahte sie sich mir, und machte mir eine
„kleine Verbeugung. Ich faßte ihre Hand,
„und führte sie an meinen Mund, mit

„den Worten: ich fühle mich doppelt glück„lich, Sie zu sehen, meine Theuerste, da „Sie mir Ihre Liebe schenkten, ehe Sie „wußten, ob ich sie verdiente. Darf ich „mir schmeicheln, Ihrem Herzen auch künf„tig nicht ganz gleichgültig zu bleiben, so „sollen Sie ewig an mir Ihren treuen „Verehrer, und Freund finden. —

„Hier fiel mir die Alte wieder ins Wort, „und sagte: versprich nicht zu viel, jun„ger Mensch! du weißt die Bedingungen „noch nicht, unter welchen dieses junge „Frauenzimmer vielleicht die deinige wer„den kann.“ — Ich bat, mir solche zu „eröffnen, und die Alte fuhr fort: du hast „mir einen Eid geleistet, daß du ohne mei„ne Erlaubniß von dem, was dir bey mir „begegnen würde, niemanden etwas ent„decken willst, und ich traue dir, als Edel„mann und Ritter zu, daß du deinen Eid „halten wirst. Auf diese Bedingung muß „ich dich also entlassen, so bald es dir ge„fällig ist. Aber dann hört auch von Stund „an deine genauere Verbindung mit diesem „Frauenzimmer auf. — „O! antworte„te ich, so werde ich nie diese unterirrdi-

„schen

„schen Wohnungen wieder verlassen: denn „ich werde mich nimmer von diesem reizen„den Geschöpf trennen können.—Aber, was „wird dein alter Heidegg dazu sagen — „versetzte sie — wenn du nicht wieder zum „Vorschein kommst? — werden sich deine „Eltern, und Verwandten über deinen „Verlust nicht betrüben? — Heidegg hat „mich schon verlohren gegeben, war mei„ne Antwort, und — was meine Eltern, „die ich freylich noch habe, betrift, so „wird es auch bey mir heißen, ein Mann „wird Vater und Mutter verlassen, und „seinem Weibe anhangen. — Du bist „zu rasch, junger Ritter, war dann ihre „Gegenrede, wenigstens mußt du erst ge„nauere Kenntnisse von uns, und unserer „Verfassung haben, ehe ich dir diesen Ent„schluß zu fassen erlauben kann. — Ich „bat sie, mir solche mitzutheilen, und sie „begann folgende Erzählung:

Hier war der alte Heidegg wieder voll großer Erwartungen; Zechau wollte nur ein wenig in seiner Erzählung absetzen, um einige Gläser Wein zu sich zu nehmen. Aber kaum eins

erlaubte ihm jener zu trinken: Zechau fuhr also folgendermaßen fort:

„Wenn dir der alte Heidegg, — so sag-„te die Dame — wie ich vermuthe, seine „Geschichte erzählet hat, so wirst du wis-„sen, daß er sich in Adelheid von Thöl-„den, ein niederländisches Fräulein ver-„liebt hatte. Sie mußte seinen Antrag „verwerfen, weil ihre ganze See-„le schon an ihrem Geliebten, dem Ritter „Horn hieng. Doch er entführte sie mit „Gewalt, brachte sie auf sein Schloß, „überraschte sie einst dort in den Armen „einer Mannsperson, erstach sie, und ih-„ren Geliebten nach seinen Gedanken, und „wurde endlich durch Gespenstererscheinun-„gen aus seinem Schlosse vertrieben.

„Alles dieses weißt du ausführlich von „deinem alten Freunde! aber dieses Fräu-„lein von Thölden — bin ich selbst, und „der, welchen Heidegg in meinen Armen „überraschte, war niemand anders, als „sein Nebenbuhler — der Ritter Horn.

Hier

Hier sprang der alte Heidegg für Erstauen von seinem Stuhle auf, und brach in die heftigsten Ausrufungen der Verwunderung aus; aber Zechan unterbrach ihn sogleich wieder mit folgender Fortsetzung seiner Erzählung:

„Der Ritter Horn hatte es erfahren, wo „mich Heidegg hingebracht hatte, und auf „dem Fuße folgte er mir nach. Es ge„lang ihm nach einiger Zeit, sich unter der „Verkleidung einer Dienstgenoßin bey uns „im Schlosse einzuschleichen. Der alte „Haushofmeister nahm ihn an, und so „kam er mir wieder so nahe, daß wir un„gehindert unsre Liebschaft fortsetzen konn„ten. Auch nicht das mindeste hatten un„sre Aufseher davon gemerkt, bis der trau„rige Vorfall von Heideggs Ueberraschung „und Gewaltthat an uns, unser wahres „Verhältniß entdeckte.

„Wir waren wirklich beyde sehr gefähr„lich von ihm verwundet. Der Haushof„meister, der zum Glück selbst ein Wund„arzt gewesen war, verband uns, und „seine Frau wartete uns. Niemand im „Hause erfuhr etwas davon: denn wir

 wurden

„wurden in unserm Zimmer so geheim ge„halten, daß von meiner Krankheit kein „Mensch Nachricht bekam, geschweige „denn, daß jemand das Daseyn einer „Mannsperson bey mir nur geahndet hät„te. Die Domestiquin aber, in welche „sich Horn verkleidet hatte, hieß es, wä„re des Nachts einmal davon gelaufen.

„Ein ganzes halbes Jahr brachten wir „zu, ehe unsre Wunden völlig wieder ge„heilet wurden. Mir aber war es indes„sen gelungen, das Herz des Haushof„meisters, und seiner Gattin so sehr auf „meine Seite zu bringen, daß sie die Grau„samkeit ihres Herrn verabscheueten, und „uns, unsre Genesung vor ihm zu verheh„len versprachen. Es wurde ihm also ge„meldet, daß wir gestorben wären. Die „übrigen Domestiquen im Schlosse aber, „die meine Anwesenheit noch wußten, wur„den durch große Geschenke dahin gebracht, „daß sie den Betrug nicht verriethen.

„Nun aber war guter Rath theuer, „wo ich mich mit meinem Geliebten hin„wenden wollte. Nach Hause durften wir

„darum

„darum nicht, weil unsre Eltern nicht nur „gegen unsre Verbindung waren, sondern „auch Heidegg dann erfahren haben wür„de, daß ich noch lebte. An einem frem„den Orte, und unter fremden Namen „konnten wir uns auch nirgends in der „Welt aufhalten: denn dazu mangelte uns „Geld und Vermögen. Endlich that uns „der Haushofmeister selbst den kühnen Vor„schlag, den wir in der Folge auch wirk„lich ausführten. Es wäre, sagte er, „in diesem Schlosse, eine unterirrdische „Wohnung, die der Herr von Heidegg „selbst nicht einmal wisse, und wozu eine „einzige geheime Thür führe; diese aber „sey so künstlich verbauet, daß niemand „dieselbe so leicht entdecken könne; von „hieraus aber und von dieser Wohnung „gehe ein unterirrdischer Gang bis zu ei„ner Oeffnung, welche sich in einer Fel„senhöhle im Walde bey dem Schlosse be„fände. Diese Wohnung — sagte er — „könnten wir nun beziehen, und uns dar„innen aufhalten, so lange es uns belieb„te. — Der Vorschlag gefiel besonders „meinem Geliebten ganz ausnehmend. Wir „durchdachten die Sache genauer, über-

„legten sie mit dem Haushofmeister, und „seiner Gattin, und brachten sie endlich „zur Ausführung.

„Es befanden sich noch ein Mädchen, „und ein Bedienter im Schlosse, die ein„ander liebten, aus Mangel des Vermö„gens aber sich nicht heirathen konnten. „Diese brachten wir auf unsre Seite, und „nahmen sie zu unserer Bedienung an. Sie „versprachen, Zeitlebens bey uns zu blei„ben, wenn wir ihnen, als Eheleute zu „leben gestatten würden. Auf unsre Er„laubniß ließen sie sich trauen, und, da „sie zu uns in diese unterirrdische Wohnung „zogen, so wurde von dem Haushofmei„ster ausgesprengt, sie hätten sich ins Oe„sterreichische gewendet. Wir brachten „heimlich alles das in unsre Wohnung, „was zu Einrichtung einer Haushaltung „gehöret, und denn bezogen wir sie. Die „Frau des Haushofmeisters begab sich eben„falls mit uns dahin; ihr Mann aber „schrieb seinem Herrn, daß sie gestorben „sey. Durch die Oeffnung in der Felsen„höle hatten wir unsern Ausgang, und lie„ßen uns die nöthigen Lebensmittel, von

„unsern Bedienten hereinschaffen. In der „Folge nahm selbst mein Geliebter allerhand Verkleidungen an, unter welchen „er sich hinausschlich, und uns selbst das „Benöthigte herbey holte.

„So lebten wir nun einige Zeit ganz ruhig, und zufrieden. Aber bald drohte „uns das Ende des Kriegs mit Heideggs „Zurückkunft, und denn fürchteten wir „dennoch von ihm entdeckt zu werden, wenn „wir mit ihm an einem Orte wohnen „sollten, besonders, da er dem Haushofmeister schrieb, er würde wegen seiner „Blessuren den Abschied nehmen, und sich „für beständig auf seinem Schlosse aufhalten. Wir hatten mancherley Einfälle, uns dagegen zu sichern; keiner „aber wollte uns recht gefallen: denn wir „mußten, wenn wir ganz sicher seyn wollten, Heideggen auch ganz aus dem „Schlosse zu entfernen suchen. Endlich „brachte der Umstand, daß Heidegg uns „für ermordet, und in seinem Schlosse begraben hielt, meinen Geliebten auf den „Gedanken, ihn durch Vorspiegelungen „von Gespenstererscheinungen aus dem

„Schlosse zu verscheuchen. Mit so vielen „Schwierigkeiten auch dieses Unterneh„men verbunden war, so blieben wir doch „fest dabey stehen, als bey dem einzigen „Mittel, uns völlige Ruhe, und Sicher„heit zu verschaffen. Wir machten also „die nöthigen Vorkehrungen zu dieser Ko„mödie, legten uns die erforderlichen Ver„kleidungen zu, und verschaften uns einen „sichern, und unzuentdeckenden Aus- und „Eingang in unsre Höle.

„Ich selbst übernahm die Hauptrolle, „und — wie Sie schon wissen, gelang „es mir, meinen Verfolger glücklich aus „seinem Familienschlosse zu vertreiben. Er „ließ es seitdem unbewohnt stehen; aber „wir sorgten auch schon dafür, daß nie„mand ungehudelt wieder heraus kam, „wer sich einmal hinein wagte.

„So vergieng uns nun eine ziemlich „lange Zeit; die Haushofmeisterin starb „bald nach Heideggs Ankunft; wir be„gruben sie an einem abgesonderten Ort „unsrer Höle. Auch mein geliebter Horn „ist vor ungefähr einem Jahre in die Ewig„keit übergegangen.

„Ich

„Ich habe zwey Töchter mit ihm erzeu-
„get. Die ältere heißt Josepha, und die
„jüngere Constantia. Die leztere ist eben
„dieselbe, die du hier vor dir siehest. So
„bald die Mädchen heran wuchsen, merkte
„ich wohl, daß ihnen nichts mehr man-
„gelte, als hübsche Männer. Josepha
„war bereits achtzehn Jahr alt. Sie fühl-
„te das Bedürfniß zu lieben, ohne daß
„sie selbst noch wußte, was ihr fehlte. Ich
„und ihr Vater, wir waren darüber oft
„in Verlegenheit: denn wo sollten wir,
„ohne uns zu entdecken, einen Mann für
„sie her bekommen? —

„Doch, itzt spürten wir aus, daß ein
„junger Wagehals, wie du, es unter-
„nahm, des Nachts in dem Schlosse zu
„bleiben. Mein Horn hatte den jun-
„gen Menschen oft mit dem alten Heidegg
„spazieren gehen sehen. Er war schön,
„und wohlgebildet. Kurz, diese Gelegen-
„heit beschlossen wir zu nutzen, um unserer
„Tochter dadurch einen Mann zu verschaf-
„fen. Wir geriethen auf den Einfall, ihn
„auf eben die Weise an uns zu ziehen, wie
„es uns mit dir gelungen ist. Es gefiel
„ihm auch so wohl bey uns, daß er alles an-
„dre

„andre um Josephen vergaß, und noch „itzt mit Vergnügen bey uns wohnet. „Schon habe ich die Freude erlebet, zwey „Enkel von meiner Tochter zu sehen, wel„che beyde noch am Leben sind.

„Sobald wir nun erfuhren, daß du den „nämlichen Einfall hattest, wie Vandowich „— so heißt mein Schwiegersohn — denn „wir hatten dich auch schon bey Heideggen „bemerkt, beschloß ich, auch Constantien „durch dich die Freuden der Liebe fühlen zu „lassen. Du weißt es selbst, wie mir mein „Unternehmen gelungen ist. Willst du nun „bey uns bleiben, so ist Constantia die deine; „aber — das brauche ich dir nicht zu sagen, „daß du, so lange Heidegg lebt, darauf Ver„zicht leisten mußt, aus dieser unterirrdi„schen Wohnung zu kommen. Nach seinem „Tode aber haben wir uns selbst vorgenom„men, solche zu verlassen, wo es denn unser „erstes seyn soll, eure Verbindungen durch „priesterliche Einsegnung bekräftigen zu las„sen.

Hier mit schloß nun Zechau die Erzählung der Adelheid, und da er den Alten von seinem Erstaunen wieder ein wenig hatte zu sich kommen lassen, fieng er die seinige wieder mit diesen Worten an:

„Um

„Um bey Constantien zu bleiben, wär' ich „alles eingegangen, und wenn sie mir noch „weit härtere Bedingungen vorgelegt hät„ten. Ich erhielt ihr Wort, daß sie auf ewig „die meinige seyn wolle, und versprach ihr „auch meine ewige Liebe und Treue. Ihre „Mutter holte Josephen und ihren Mann „herbey, und in deren Beyseyn sprach sie den „Segen über unsre Verbindung. Von „Stund an waren wir Eheleute; ich und „mein neuer Schwager Vandowich aber, „verbanden uns zu einer unverbrüchlichen „Freundschaft. Auch habe ich wirklich einen „sehr braven und rechtschaffenen Mann an „ihm gefunden. Meine Schwägerin ist vier „Jahr älter, als meine Frau, aber eben so „schön, und von eben so gutem Herzen. Kurz, „wir machen die beneidenswürdigste Familie „zusammen aus, und wünschen nur noch, „mit Ihnen, theurer Heidegg, ausgesöhnt „zu seyn, und Ihre Verzeihung zu erhalten.

„Und dieß ist denn auch, wie ich Ihnen nun „zum Schluß meiner Geschichte sagen muß, „die eigentliche Absicht, warum ich wieder „zu Ihnen gekommen bin. Ich brachte un„srer Familie, diese Aussöhnung selbst in „Vorschlag, und da ich mich dazu anheischig

„mach-

„machte, Sie dazu zu bewegen, auch Vando-
„wich meinem Zeugnisse von Ihrer Recht-
„schaffenheit, und Großmuth beystimmte, so
„wurd' es mir verstattet, heraus zu gehen,
„und Ihnen von unsrer ganzen Verfassung
„Nachricht zu geben. Wollen Sie uns nun
„für Ihre Kinder annehmen, so werden wir
„Sie, bis an Ihren Tod, als unsern Vater
„verehren, und Ihnen den Rest Ihres Le-
„bens, durch unsre Freundschaft, so ange-
„nehm, als möglich, zu machen suchen. —
Der alte Heidegg brach in Thränen aus, schloß
den Herrn von Zechau in seine Arme, und
sagte:

„Ja! mein bester Zechau! ich bin bereit,
„euch für meine Kinder anzunehmen. Voll
„Erstaunen bin ich zwar noch über deine
„Erzählung, und über meine eigene Blind-
„heit, daß ich diesen unerhörten Betrug an
„mir nicht entdeckt habe. Indessen — ich
„soll meine Adelheid in diesem Leben noch
„wieder sehen — nie hätte ich das gehof-
„fet —; ich liebe sie noch immer, ob sie
„mich gleich so grausam hintergangen hat;
„es sey ihr alles verziehen; auch ihre Kin-
„der will ich lieben, ob sie schon von dem-
„jenigen Manne sind, den mir den Besitz

„meiner

„meiner Adelheid geraubt hat; — ich kann
„nun wieder in die Wohnung meiner Vä-
„ter einziehen; ihr alle werdet mir dar-
„innen Gesellschaft leisten, und ich wer-
„de noch die Glückseligkeit genießen, an Eu-
„rer Seite eines ruhigen Todes zu sterben.
„Und so komm denn, mein lieber Sohn! füh-
„re mich zu den Leuten, die ich künftig, als
„mein Weib, und Kinder ansehe! —
Hierauf giengen sie zusammen ins Schloß, und denn durch die geheime Thür, die auf Zechau's Anpochen, von innen geöffnet wurde, in die unterirrdische Wohnung unsrer Familie. Adelheid war schon zugegen, ihren alten Liebhaber und Entführer zu bewillkommen. Sie sank ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und bat mit thränenden Augen, um Gnade und Verzeihung. Ein gleiches thaten auch ihre Töchter. Der alte Heidegg hob sie auf, umarmte sie auf das zärtlichste, und bat sie um ihre Liebe. Kurz, es erfolgte eine allgemeine Versöhnung, und von Stund an wurden die nöthigen Anstalten gemacht, die unterirrdische Wohnung zu verlassen, und insgesammt in das obere Schloß einzuziehen.

Kaum acht Tage waren vergangen, so entschloß sich Heidegg, mit Adelheid in seinem

Alter

Alter sich noch zu vermählen. Sie fand keine Ursache, diesen Antrag auszuschlagen, ja sie freute sich vielmehr über diese Liebe des alten Mannes, den sie doch so hart beleidiget hatte.

Ihre Vermählung geschah an eben dem Tage, und zu eben der Stunde, wo Vandowich, und Jechau ihre Verbindungen durch priesterliche Einsegnung bestätigen ließen.

Die Folge davon war, daß Heidegg seinen Stiefkindern sein ganzes Vermögen vermachte. Er lebte noch zehen Jahre drauf, und starb endlich in einem sehr hohen Alter, mit derjenigen Zufriedenheit, mit welcher der Christ und der Weise dem jenseitigen Leben entgegen siehet.

Die
Folgen des Magnetismus.

Acht und vierzigste Scene.

In einer der berühmtesten Handelsstädte Teutschlands lebte ein reicher Kaufmann, mit Namen Franck; zwey Tonnen Goldes hatte er schon im Vermögen, und seine Handlung stand in so gutem Flor, daß sein Reichthum täglich immer höher steigen mußte. Nur darinnen war er mit der Vorsehung und seinem Schicksale nicht zufrieden, daß sie ihm keine Söhne geschenket hatte, die seine blühende Handlung künftig hätten fortführen können. Eine einzige Tochter war allein die Erbin dieses seines ansehnlichen Vermögens.

Helene, so hieß dieses junge Frauenzimmer, besaß ihres Vaters ganzes Herz; er liebte sie mit einer Art von Enthusiasmus, der nichts hinter sich ließ. Auch verdiente sie diese fast übertriebene Liebe ihres Vaters voll-

vollkommen: denn sie hatte alle mögliche Anlage, sich zum Range eines Musters ihres Geschlechts empor zu heben, wäre nur nicht durch die allzugroße Zärtlichkeit ihrer Eltern für sie, bey ihrer Erziehung mancher Fehler vorgegangen, der in der Folge auch ihre besten Eigenschaften verdunkelte.

An körperlichen Reizen war sie die Krone ihrer Vaterstadt, eine der reizendsten Blondinen von der Welt, von mittler Größe, regelmäßiger Bildung, und einem Grazien-Wuchse. Das sanfteste, edelste, und offenste Herz, das je in dem Busen eines schönen Mädchens gewohnet hatte, schlug in dem ihrigen, und ihr Verstand war schon von Natur einer der schärfsten, und durchdringendsten, wenn auch die Wissenschaften, die sie erlernte, nicht so viel, als wirklich geschahe, zu seiner Ausbildung beygetragen hätten.

Doch den grossen Fehler begiengen ihre Eltern bey ihrer Erziehung, daß sie ihrem empfindsamen, schwärmerischen Geiste zu viel Nahrung erlaubten. Lectüre, Musik, und Mahlerey hätten immer, zu Bildung ihres Geschmacks und zum Vergnügen in einsamen Stun-

Stunden von ihr betrieben werden können. Aber so wurden andere Kenntnisse, die das weiche Herz eines Weibes mehr zu ihrer wahren Bestimmung leiten, als galante Wissenschaften, dabey verabsäumet, und ihr Geist bekam dadurch eine so schiefe Richtung, daß sie an lauter Idealen hing, und unaufhörlich im Taumel schwärmerischer Empfindeleyen dahin schwebte.

Bis in ihr achtzehntes Jahr begnügte sie sich an Liebhabern die ihr blos ihre Phantasie vorzauberte: denn bey keinem wirklichen noch glaubte sie die Vollkommenheiten gefunden zu haben, die ihrem Ideal entsprachen. Itzt aber erschien die Zeit ihrer Versuchung, und sie war zu schwach dazu, ihr zu widerstehen.

Ein junger Offizier von ein und zwanzig Jahren war der Feind, der ihr ihre Ruhe raubte. Auf einem Balle, welche die Vornehmen der Stadt unter sich hielten, trat er Helenen zuerst vor die Augen: denn er war eben erst von einem andern Regimente dahin versetzet worden. Von Breitenborn war sein Name; er hatte studirt, war Meister in allerhand ga-

lanten Kenntnissen, und besaß ein überaus feines, edles Betragen in Gesellschaften.

Helene befand sich schon mit andern Damen auf dem Ballsaal, als Breitenborn herein trat. Wie ein Pfeil durchdrang sie der Anblick seiner schönen Person, und unnennbare Gefühle bestürmten ihr Herz, als er sich ihr näherte, und ihr ins Auge blickte. Breitenborn war zwar nur von mittler Größe, aber die reinste Symmetrie schien den Maaßstab zur Bildung seines Körpers dargeboten zu haben. Er hatte eine muntere blühende Farbe, schönes starkes schwarzes Haar, und ein großes schwarzes Auge, dessen Feuer er durch Zärtlichkeit sehr glücklich zu mäßigen wußte.

Auch ihm begegnete bey Helenens Anblick dasselbe, was ihr wiederfuhr. Bald entdeckte sein scharfsichtiges Auge die Vorzüge, die sie vor allen übrigen Damen der Gesellschaft auszeichneten. Man eröffnete ihm ihren Stand und ihren Reichthum; wohl fühlte er, daß ihm Helene nicht gleichgültig war, aber der Umstand, daß sie reich und eine Kaufmannstochter sey, scheuchte auf

einmal seinen Muth zurück, und ließ ihn von den Keimen seiner Liebe nicht das beste Wachsthum erwarten.

Doch, der Ball begann. Breitenborn merkte bald, daß Helene ihn selten aus den Augen ließ; auch sie nahm mit Vergnügen wahr, daß seine Blicke sie überall verfolgten. Beyde suchten einander näher zu kommen, und — so fanden sie sich endlich. Einige gleichgültige Worte, die sie während des Tanzes wechselten, brachen die Bahn zu einem interessanteren Gespräche, unter welchem sie sich bald genauer kennen lernten. Breitenborn war Offizier, das heißt, es mangelte ihm nicht an jener angenehmen Dreistigkeit, die allein uns den Weg zum Herzen der mehresten vom andern Geschlecht öffnet. Sein Muth wuchs durch ihr Entgegenkommen. Er nahm seinen Vortheil in Acht, wenn es nur immer Gelegenheit gab, Helenen durch einen sanften Händedruck, oder Händekuß, zu erkennen zu geben, daß seine Blicke umsonst nicht so oft den ihrigen begegneten. Sie hingegen erwiederte zwar dieselben stummen Erklärungen nicht sogleich; Breitenborn aber war es schon genug, sie nicht ganz gleichgül-

tig dabey zu finden. Wenigstens schienen ihm einige bedeutende Blicke von ihr seiner Achtung werth. Kurz, beyde giengen sterblich in einander verliebt aus der Gesellschaft, und beyde seufzten nach nichts mehr, als nach Gelegenheit, einander die Empfindungen ihres Herzens zu eröffnen.

Jedoch, diese Gelegenheit war nicht so leicht zu finden, als es unter andern Umständen vielleicht hätte geschehen können. Auf dem Balle hatte Breitenborn zwar manches mit Helenens Vater gesprochen; aber so weit hatte er es doch nicht bringen können, daß ihn dieser etwa um seinen Besuch gebeten hätte. Dafür hütete sich auch der alte Franck mit Fleiß: denn er haßte die Offiziers; sahe sie allgemein als Verführer des Frauenzimmers, und für gefährliche Menschen an, und — hütete sich vor ihrem Umgange, so sehr er nur konnte und wußte.

Breitenborn wußte zwar das alles wohl. Da aber doch einmal seine Liebe zu Helenen, nach Gelegenheit sie zu sehen dürstete, so beschloß er, einen Schritt über Macht zu thun, und ließ sich bey dem alten Franck zum Besuch melden.

melden. Er wurde zwar angenommen, doch entsprach der Erfolg nicht seinen Wünschen. Es sey nun, daß der Alte die wahre Absicht seines Besuchs merkte, oder daß er überhaupt seinem blinden Hasse gegen die Offiziers folgte; kurz Breitenborn wurde von ihm sehr kalt, und fast gar ein wenig unhöflich behandelt; Helene befand sich zwar zugegen; unverkennbar aber war der Zwang, den sie sich anthun mußte, und — an eine Einladung zum Wiederkommen war gar nicht zu denken.

Auf diese Weise — das sah unser Liebhaber wohl ein — gieng es also nicht. Er mußte einen andern Weg einschlagen, Helenen seine Liebe zu entdecken. Lange sann er auf ein schickliches Mittel dazu. Keines wollte ihm recht gefallen, bis endlich der Zufall seinen Wünschen zu statten kam.

Als er eines Abends einen gewissen Unteroffizier, welcher krank lag, besuchet hatte, und eben aus dessen Wohnung in einem gewissen Bürgerhause, die Treppe herab gehen wollte, stand auf einmal vor ihm — niemand anders, als Helene. — Er erschrack,

daß es ihm durch alle Glieder drang, sie nicht weniger; beyde sahen ganz stumm einander an, und staunten. —

„Bin ich wirklich so glücklich,

nahm endlich Breitenborn das Wort,

„Mamsell Franck hier so ganz unvermu-
„thet zu sehen?

„Ich bins;

antwortete sie,

„und Sie werden sich weiter nicht darüber
„wundern, wenn ich Ihnen sage, daß
„die Frau des Unteroffiziers, welchen Sie
„wahrscheinlich besuchet haben, meine
„Putzmacherin ist, zu welcher mich eben
„einige Geschäfte treiben.

Schon war diese Frau bey der Hand, Helenen in ihre Werkstatt zu führen; Breitenborn aber gab ihr einen bedeutenden Wink; sie verstand ihn, und sagte zum Offizier:

„Sie wären wohl so gnädig, Mademoi-
„sell einige Minuten zu unterhalten, wäh-
„rend daß ich meinem Mann noch einge-
„ben muß; ich werde sogleich wieder die
„Ehre haben zu Ihren Diensten zu seyn.

Helene widersprach nicht, und Breitenborn folgte ihr ins Zimmer nicht wenig entzückt

über

über diese vortheilhafte Gelegenheit, mit seiner Geliebten einige Minuten allein zu seyn. Er beschloß sie zu nutzen, und kaum befand er sich mit ihr ohne Zeugen, so sank er zu ihren Füßen, und sagte:

„Lassen Sie mir diese kostbaren Minuten „nicht vorbey fließen, theuerste Mademoi„sell, ohne Ihnen das Bekenntniß einer „Liebe abzulegen, die mich zum unglück„lichsten Menschen machen würde, wofern „Sie meiner Kühnheit nicht durch einen gü„tigen Blick Verzeihung zuwinken! —

Allerdings war Helene ein wenig überrascht von dieser schnellen Liebeserklärung: aber da sie — die Wahrheit zu sagen — solche längst gewünscht hatte, so antwortete sie mit Thränen in Augen:

„Ach, mein Herr Lieutenant! wenn auch „mein Herz nicht ganz unempfindlich für „Ihre Gesinnungen gegen mich wäre, was „würde es mir und Ihnen helfen? würde „uns diese Uebereinstimmung unserer See„len nicht vielmehr höchst unglücklich ma„chen? Sie kennen die Abneigung meines „Vaters vor Ihrem Stande! Sie wissen,

daß

„daß Ihnen unser Haus so gut, als ver-
„schlossen ist; wenig, ja gar keine Hoff-
„nung hätten wir vor uns, uns jemals
„einander glücklich zu sehen.

„Sagen Sie mir nur, daß Sie mich
„lieben!

erwiederte Breitenborn,

„auf alles andere will ich gern indessen
„Verzicht leisten, bis vielleicht günstigere
„Aussichten sich unserer Liebe öffnen! —
„O! Helene, schönste Ihres Geschlechts! —

fuhr er fort, indem er mit glühender Sehnsucht ihre Hände an seinen Mund drückte,

„nicht schnöde Nebenabsichten sind die
„Triebfedern meiner Liebe zu Ihnen; die
„uneigennützigste Zärtlichkeit erfüllt mein
„Herz für Sie, und — unterm Stroh-
„dach würde ich Ihre vortreflichen Eigen-
„schaften mit eben der Wärme verehren,
„als bey dem glänzenden Reichthume, wor-
„ein die Vorsehung Sie gesetzt hat.

Wir brechen ab von einer Unterhaltung, die, so interessant sie auch für unsere Liebende war, doch unsere Leser in der Folge vielleicht langweilig finden möchten. Genug, die bey-

den

den Verliebten wurden einig, und — schwuren einander — wie man sich leicht vorstellen kann — ewige Zärtlichkeit. Unbekümmert darum, was am Ende aus ihrer Liebe werden sollte, bestimmten sie sich indessen, einander hier bey der Putzmacherin manchmal zu sehen, und übrigens alle Tage an einander zu schreiben.

Beydes geschah; ihre Zusammenkünfte wurden meistens des Abends gehalten. Die Putzmacherin und ihr Mann, die eben keinen Schaden davon hatten, räumten ihnen gern ein besonderes Zimmer ein, wo sie allein seyn konnten, und lange blieb dem alten Franck dieser Liebeshandel verborgen, ob er gleich hin und wieder in der Stadt bekannt zu werden anfing.

Doch, wie nie der Verräther schläft, so machte itzt einer von Francks Handlungsdienern, der in großen Gnaden bey ihm stand, und vielleicht gar selbst Absichten auf Helenen hatte, ihn zuerst auf die geheimen Gänge seiner Tochter aufmerksam. Kaum hatte der Alte nur eine Spur davon, so folgte er ihr nach, und entdeckte dann Helenens ganzes Liebesverständniß mit dem Lieutenant Breitenborn.

Mehr

Mehr in Rage hätte ihn nichts bringen können, als diese Entdeckung. Er haßte den ganzen Soldatenstand; jeden Offizier bildete er sich als einen Verführer, der mit der weiblichen Tugend ein Spielwerk triebe; und — nichts geringer bildete er sich nun ein, als — daß es um Helenens Tugend bereits geschehen seyn werde. Viel fehlte nicht, daß er in der ersten Hitze seines Zorns Helenen, so sehr er sie auch liebte, doch aus dem Hause jagte, und niemals sie wieder vor sein Angesicht ließ. Nur die sanfteren Zuredungen seiner Gattin mäßigten noch seine Hitze, und bewahrten ihn vor einer so großen Ausschweifung. Indessen setzte er doch seine Tochter heftig darüber zur Rede, und verbot ihr, bey gänzlicher Verbannung ohne seine Erlaubniß wieder aus dem Hause zu gehen.

Helene gestand ohne Zurückhaltung, daß sie Breitenborn liebe, und ewig nicht von ihm lassen würde, versicherte aber auch bey allem was heilig sey, daß ihr bisheriger Umgang mit ihm die Grenzen der Tugend nie überschritten habe, und — in der That hatte sie, wie wir auf Schriftsteller-Treue versichern können, nicht zu viel von sich gesagt.

„Nun

„Nun gut!

versetzte der Alte,

„ich will dir's indessen auf dein ehrlich Ge„sicht glauben. Aber — wo dachtest du „wohl, daß es am Ende mit dieser Schlep„perey hinaus sollte? —

„Wir hofften Sie zu erbitten, liebster „Vater!

antwortete Helene,

„in unsere nähere Verbindung zu willigen, „und wir hoffen es noch; wir werden uns „Ihnen zu Füßen werfen, und um Ihren „väterlichen Segen flehen. Könnten Sie „denn wohl Ihre väterliche Milde so sehr „verleugnen, um zwey Herzen zu trennen, „die nie ohne einander leben können? —

F. Wie? — Was redest du, Lenchen? — „verheirathen soll ich euch zusammen? — „und das kannst du im Ernst von mir for„dern?

H. Bitten — nicht fordern, bester Vater! „bitten will ich um ihn; aber das auch „im vollem Ernst.

F. Mädchen! du mußt verrückt seyn! einem „Offizier sollt ich meine Tochter geben? — „einem Edelmann, der mich um mein sauer „erworbnes Vermögen plünderte, der dich „blos ums Geldes willen nähme — und „dann wenn das Geldchen verthan ist, „dich sitzen ließe, oder deine schöne Mit„gift mit Prassen und Schwelgen, Pfer„den, Hunden und Maitressen durchbräch„te? — nein Lenchen! — ich habe dich „herzlich lieb, lieber als mein eigenes Le„ben, aber eben darum, weil ich dich lieb „habe, kann und darf nie etwas aus die„sem Plane werden.

H. Bester Vater! was machen Sie sich doch „für eine Vorstellung von meinem Gelieb„ten? er ist die Ehrlichkeit und Rechtschaf„fenheit selbst; er liebt mich blos um mein „selbst willen; nie wird er sich dergleichen „Vergehungen schuldig machen, als Ihnen „das Vorurtheil gegen seinen Stand muth„maßen läßt. Ach Vater! Sie werden mir das „Herz brechen, wenn Sie sich dieser Ver„bindung widersetzen!

F. Mich täuschst du nicht mit der schönen „Sprache, die du aus den Romanen ge-

„lernet hast. Ein für allemal! kein Offi-
„zier soll mein Schwiegersohn werden. Ich
„hasse die Geister alle; ich kann sie nicht
„leiden. Und — so viel sag' ich dir, das
„erste Wort, das du noch um ihn verlie-
„rest, bringt dich um meine Liebe, und die
„erste Spur, die ich wieder entdecke, daß
„du Gemeinschaft mit ihm hast, ist die Lo-
„sung, dich einsperren zu lassen.

Helene kannte den Jachzorn ihres Vaters, und seinen unversöhnlichen Haß gegen alles, was Uniform trug; sie wußte seinen Plan, nach welchem er sie mit einem Kaufmann, der künftig einmal seine Handlung fortführen könne, verheirathen wollte; sie sah es ein, daß auf einmal sein Eigensinn nicht zu besiegen seyn möchte; sie schwieg also vor der Hand, um eine günstigere Gelegenheit dazu abzuwarten. Der Vater aber verließ sie unter der nochmaligen Drohung, sie im Fall des Ungehorsams auf ewig aus seinem Herzen zu verbannen.

Nur schlecht müßte man jedoch die Liebe kennen, wenn man von Helenen Aenderung ihrer Gesinnungen gegen ihren Liebhaber erwarten wollte. Fester band vielmehr diese

Drohung ihres Vaters sie an Breitenborn, und wärmer schlug ihr Herz für ihn, je mehr Hindernisse ihrer Liebe in Weg traten. Noch ließ sie die Hoffnung nicht schwinden, ihren Vater vielleicht noch auf andre Gesinnungen bringen zu können, da besonders ihre Mutter auf ihre Seite trat, und ihr alle mögliche Beyhülfe versprach. Und in dieser Hoffnung dachte sie vor der Hand nur auf Mittel mit ihrem Geliebten irgendwo wieder zusammen zu kommen.

Doch vergebens waren alle ihre Bemühungen, diesen Zweck zu erlangen. Man gab zu genau auf sie Achtung, und keinen Schritt durfte sie aus dem Hause thun, der nicht von aufgestellten Laurern beobachtet, und ihrem Vater verrathen worden wäre. Die beyden Liebenden sahen sich also genöthiget ihre Zuflucht blos zum Schreiben zu nehmen. Ein Bedienter im Hause übernahm gegen eine sehr reiche Belohnung die Mühe, die Briefe hin und wieder zu tragen. Einige Monate dauerte ungestört dieser Briefwechsel fort. Aber der Bediente hatte unvorsichtig genug dies Geschäfte seiner Geliebten, der Köchin, anvertrauet; diese fand einst ihren Liebhaber in

in einer verdächtigen Unterhaltung mit einem andern Dienstmädchen des Hauses, und aus Rache für seine Untreue verrieth sie dem alten Franck die ganze geheime Correspondenz, zu welcher der Bediente Helenen und ihrem Liebhaber behülflich war. Knall und Fall wurde nun der Bediente abgedankt, und Helenen wurde alles Schreibezeug weggenommen.

Breitenborn erfuhr nun zu bald von dem abgedankten Bedienten, alles was vorgefallen war, und Helenens Schicksal gieng ihm durch die Seele! Bey dem Bewußtseyn ihrer Liebe zu ihm, glaubte er das Aeußerste wagen zu müssen, um sich ihres Besitzes zu versichern. Doch umsonst waren alle seine Bemühungen, sie zu sprechen, oder ihr nur wenigstens einen Brief zuzubringen. So weit gieng so gar ihres Vaters genaue Aufsicht auf sie, daß er, wenn ihn seine Geschäfte aus dem Hause riefen, ihre Zimmerthüre verschloß, und den Schlüssel mit sich nahm; dann aber mußte auch noch ein alter Markthelfer, der wahre Argus-Augen hatte, auf der Wache stehen, um Helenen alle Zugänge zu versperren.

Was war zu thun? — die ganze Sache aufzugeben, dazu liebte Breitenborn Helenen zu zärtlich, und eine heimliche Verbindung mit ihr zu schließen, hierzu waren ihm alle Mittel abgeschnitten, wenn auch Helene sich dazu hätte eutschließen können.

Noch einen Hauptsturm auf den Vater selbst zu thun, dünkte ihm endlich das noch einzige Auskunftsmittel zu seyn, ob er sich gleich gestehen mußte, daß es ein höchstverzweifeltes und dabey noch äußerst schwankendes Mittel sey. Ohne sich vorher melden zu lassen, überraschte er daher einst den Alten in seinem Comtoir, und bat um die Erlaubniß, einige Worte mit ihm allein zu sprechen. Franck begegnete ihm zwar kalt, bis zur Unhöflichkeit; Breitenborn aber ertrug alles, in Hoffnung, ihn durch Nachgeben auf seine Seite zu bringen.

„Nun, was ist Ihr Begehren, mein Herr? fragte jener, da sie sich nun allein mit einander befanden,

„expediren Sie sich kurz! ich habe nöthige „Briefe zu schreiben.

B. Meine Geschäfte könnten in wenig Minu„ten abgethan seyn, wenn Sie mir versprä-

„chen

„chen, ein billiger Vater gegen Ihre vor„trefliche Tochter zu seyn.

F. Ja dann — haben Sie recht — unser „Geschäft ist in noch kürzerer Zeit, als „in einer Minute abgethan. Was ich als „Vater zu thun habe, geht Ihnen nichts „an, und — so sind wir fertig.

B. Nein Herr Franck! — ich bin die un„schuldige Ursache von der Strenge, wo„mit Sie Ihre Tochter behandeln, und—

F. Recht gut, wenn Sie das wissen, so be„lieben Sie sich nur darnach zu achten.

B. Ohne Umstände lieber Mann, Sie ver„kennen mich, und meine Gesinnungen — „Vorurtheile gegen meinen Stand blenden „Ihnen die Augen. Denn —

F. Sey dem, wie ihm wolle! kurz —

B. Erlauben Sie mir, auszureden! wäre „ich wirklich der schlecht denkende Mensch, „welchen Sie der Hand Ihrer Tochter für „unwerth achten, so sprächen wir itzt ge„wiß nicht in diesem Tone mit einander. „War Helene so zu sagen nicht in meiner „Gewalt, ehe Sie unsern Umgang ent„deckten? wer hinderte mich, Sie Ihnen

„zu entführen und eine Verbindung mit
„ihr zu schließen, welche zu zerreißen, Sie
„viel zu ohnmächtig waren? was stand
„mir im Wege, ihre Tugend zu besiegen?
„und — daß ein solcher Sieg nur allzu
„leicht sey, dies werden Sie doch wohl
„nicht bezweifeln wollen, wenn Sie die
„Liebe kennen? — alles das habe ich nicht
„gethan; was können Sie nun anders
„daraus schließen, als daß ich die redlich-
„sten Absichten gegen Sie und Ihr Haus
„habe? —

F. Alles gut, Herr Lieutenant! — ich glau-
„be das alles. Aber Sie sind Edelmann,
„Sie sind Offizier, und — für so vor-
„nehme Herren ist meine Tochter nicht da.

B. Und warum nicht?

F. Darüber kann ich mich itzt nicht erklären.
„Kurz —

B. Sie wollen sie keinem Offizier geben, das
„ist alles; aber — um nicht weiter mit
„Ihnen zu streiten, so will ich Sie blos
„um der Glückseligkeit Ihrer Tochter, um
„Ihrer eigenen Glückseligkeit willen noch
„einmal auf das dringendste bitten: opfern

„Sie

„Sie den Umständen, Ihre Vorurtheile auf,
„und hindern Sie nicht länger eine Ver-
„bindung, woran Helenens ganzes Herz
„hängt! Ich weiß gewiß, Sie lieben Ih-
„re Tochter; sie ist Ihr einziges, Ihr größ-
„tes Gut auf der Welt: Sie würden al-
„les mit ihr verlieren, und — ich kenne
„Ihr gefühlvolles Herz — durch die Ge-
„walt, die Sie ihrer Neigung anthun,
„werden Sie Helenen in den traurigsten
„Gemüthszustand setzen — Sie werden
„vielleicht ihren Tod befördern. —

F. Hat keine Noth, Herr Lieutenant! —
„dahin ist es noch nicht. Ein Mädchen
„stirbt nicht so leicht an der Liebe. Ich
„werde schon einen andern Mann finden,
„der ihr das Liebesfieber vertreibt.

B. Spotten Sie nicht Herr Franck! Ihr
„Spott möchte Ihnen zu theuer zu stehen
„kommen. Sie kennen Helenen — wie
„ich merke — noch nicht. Nur für sie
„bin ich besorgt, und für sie nur spreche
„ich bey Ihnen; für mich selbst gar nicht:
„denn so warm und zärtlich ich sie auch
„liebe, so werde ich mich doch in mein
„Schicksal zu finden wissen, wenn sie mir

„durchaus versagt wird. Aber das wird
„Helene nicht können. Ich fürchte in
„der That für sie die traurigsten Folgen.

F. Und ich fürchte sie nicht. Ein anderer
„Mann wird das alles schon wieder gut
„machen.

B. Warum soll ich aber dieser Mann nicht
„seyn? was haben Sie wohl an meiner
„Person, und meinem Charakter auszu-
„setzen?

F. Darwider habe ich gar nichts. Aber auf-
„richtig zu reden Herr Lieutenant — mei-
„ne Tochter soll niemanden als einen Kauf-
„mann heirathen.

B. Wenn Sie aber voraus sehen können,
„daß sie mit diesem höchst unglücklich wür-
„de, wollten Sie wohl die Ruhe Ihrer
„einzigen geliebten Tochter Ihrem Eigen-
„sinn und Ihrem Vorurtheil aufopfern?

F. Sie machen mich böse Herr Lieutenant.
„Geben Sie nur immer Ihren Plan auf,
„mich bekehren Sie nicht über diesen
„Punkt.

Brei-

Breitenborn machte zwar noch einige Versuche, den eigensinnigen Kaufmann auf nachgebendere Gedanken zu bringen. Aber alles war vergebens. Er setzte sich hin, und schrieb seine Briefe, jener aber sah sich genöthiget, seinen Abschied wieder zu nehmen.

Mit Helenen giengs indessen nach wie vor in eben dem Tone fort. Aeußerst streng und eingezogen gehalten war ihr alle nur mögliche Gelegenheit den Geliebten ihres Herzens zu sehen, abgeschnitten. Verloren hatte sie nun alle Hoffnung jemals zu seinem Besitz zu kommen. Täglich nahte sich ihr vielmehr der Zeitpunct, wo sie gewiß darauf rechnen konnte, daß ihr Vater sie zu Annehmung einer andern Hand nöthigen würde. Doch bis itzt blieb sie damit noch verschont. Ihre Liebesgeschichte mit Breitenborn war bekannt worden. Die meisten also, die sonst um ihre Hand geworben haben würden, scheuten sich ihr dergleichen Anträge zu thun, oder fürchteten vielmehr, eine unangenehme abschlägliche Antwort zu bekommen. Andere aber, die sich allenfalls hierüber wegsetzen konnten, hatten nicht das Glück, dem alten Franck zu gefallen, und daher kam es denn,

daß Helene, als ein so reiches Mädchen, doch immer mit Heirathsanträgen, die ihr in ihren jetzigen Umständen nur höchst unangenehm hätten seyn können, verschont blieb.

Nur war die gute Helene dadurch um nichts gebessert. Ja, sie fing vielmehr an, sichs zu Gemüthe zu ziehen, daß ihr Vater so hartnäckig auf seinem Eigensinn bestand, und diese ihre traurige Gemüthslage mußte denn auch natürlich auf ihren sonst gesunden Körper einen sehr schädlichen Eindruck machen. Hierzu kam noch ihre einsame Lebensart, und der Mangel an aller Zerstreuung. Täglich und stündlich hieng sie ihrem Gram und ihrer Melancholie nach; niemand sorgte dafür sie zu erheitern, und ihr etwa eine angenehme Stunde zu machen. Die Lectüre war zwar noch das, was ihr in ihren traurigen Stunden noch eine kleine Unterhaltung gewährte. Allein die, welche sie wählte, reizte ihre Empfindungen nur um desto mehr, und spannte ihr Gefühl zu einer solchen Höhe, daß sie unmöglich ruhig dabey werden konnte. Sie las empfindsame Romane, Trauerspiele, und andre dergleichen Schriften, die oft ein gesundes Herz verwunden, und einen

gesun-

gesunden Kopf irre zu führen geschickt sind: was mußte nicht ein so liebebrennendes Mädchen, wie unsere Helene war, dabey empfinden? — Auf alles dies gab ihr Vater, der nur zufrieden war, daß er sie von Breitenborn getrennt hatte, nicht weiter Achtung; ihre Mutter sah zwar mit Betrübniß den unglücklichen Zustand, worein ihre Tochter verfallen war; aber da sie über den Eigensinn ihres Mannes wenig oder nichts vermochte, so konnte sie auch zu ihrer Rettung weiter nichts thun, als das vergebliche Bemühen, sie durch Vorstellungen von ihren Schwärmereyen ableiten zu wollen.

Hierzu kam noch, daß Breitenborn, nachdem er alle Hoffnung, Helenen jemals wieder in seine Arme zu schließen, verlohren zu haben glaubte, um seiner eigenen Ruhe willen sich alle Mühe gab, sie zu vergessen. Mit Fleiß ergab er sich daher allen nur möglichen Zerstreuungen und Vergnügungen, und da auch diese das Andenken an seine Helene nicht ganz in ihm auslöschen konnten; so nahm er auf vier Monate Urlaub, und begab sich an einen weit entfernten Ort, um durch Zeit und Entfernung von Helenen die Wunde seines Herzens zu heilen.

Auf das Herz dieses guten Mädchens aber that alles dies die grausamste Wirkung: Sobald sie die Nachricht davon erhielt, und es konnte ihr nicht verborgen bleiben, weil sie nach Breitenborns Entfernung mehrere Freyheit erhielt, verfiel sie in eine Art von Verzweiflung, die ihr vollends das Garaus spielte. Alles glaubte sie mit dem Herzen ihres Geliebten verloren zu haben, und ein baldiger Tod war itzt der einzige Wunsch ihrer Seele.

In der That fiel sie auch bald darauf in eine Krankheit, die sie zwar nicht ganz aufs Lager hinstreckte, die aber doch die traurigsten Umstände für sie befürchten ließ. Ihr Nervensystem war aufs äußerste geschwächt, hieraus entstanden denn eine unendliche Menge Zufälle, deren kunstmäßige Benennung jedoch itzt nicht zu meiner Absicht gehöret.

Anfänglich nahm Frank die Unpäßlichkeit seiner Tochter ziemlich auf die leichte Achsel. Er hielt sie für das gewöhnliche Liebesfieber der Mädchen, wie er sich auszudrücken pflegte, und — war der Meinung, es würde sich am Ende schon von selbst wieder legen. Ja, er fürchtete so gar eine gute Portion Verstellung mit

mit darunter, und bildete sich ein, Helene erdichte blos ihre Unpäßlichkeit, um ihn desto eher zum Nachgeben gegen ihre verliebten Einfälle zu bewegen.

Kaum aber hatte er sich auf Zureden seiner Gattin von der Wirklichkeit ihrer Krankheit überzeugt, so war auch niemand eifriger für ihre Wiederherstellung besorgt, als er selbst. Aerzte, und Nichtärzte wurden um Rath gefragt, und was nur irgend die Kunst der erstern vermochte, das mußte angewendet werden, um seine geliebte Helene zu retten. Doch vergebens verschwendete man die kräftigsten Arzeneymittel an ihr. Täglich verschlimmerte sich vielmehr ihr Zustand, und, ob wohl Franck alle mögliche Aerzte zusammen trieb, und manchen medicinischen Rathschluß über sie halten ließ, so kamen sie doch am Ende alle darinnen überein, daß Helene anderer Gestalt nicht zu retten sey, als — durch die Erlaubniß, ihren Geliebten heirathen zu dürfen.

Jeder andere Vater, der sein Kind liebt, würde sich hier haben weisen lassen. Nicht so aber unser eigensinniger Frank. Er bil-

dete

dete sich nun ein, daß alle seine Aerzte sich zusammen verschworen hätten, auf Helenens Seite zu treten, und — vielleicht gar von ihr oder von Breitenborn bestochen seyn könnten. Alles Vertrauen auf diese Leute schwand ihm mit diesen Gedanken dahin; er verwünschte sie sammt und sonders in den Abgrund der Hölle, und warf in der Wuth alle Arzeneyen, die er bey Helenen noch vorfand, zum Fenster hinaus. Kein Arzt durfte sich wieder unterstehen, über seine Thürschwelle zu treten.

Mit alle dem aber war doch immer Helenen nicht geholfen. Nahe am Herzen lag ihm ihre Genesung; und so fiel er denn endlich auf ein Mittel, das ihm itzt noch ganz allein zu Rettung seiner Tochter übrig zu seyn schien. Es war der Magnetismus.

Einige und dreyßig Meilen von seinem Wohnorte hielt sich in einer gewissen andern großen Stadt ein Magnetiseur auf, der mit seinen Curen so vieles Aufsehen machte, daß aller Augen davon geblendet waren. Er war ein Franzose von Geburt, ungefähr dreyßig Jahr alt, und hieß Monsieur de Manifelle.

selle. An Artigkeit, Witz und Verstellung machte er seiner Nation Ehre, und von Figur war er einer der schönsten und einnehmendsten Mannspersonen. Die teutsche Sprache redete er so schön, als ob er von Geburt ein Teutscher sey, und — wer sich nur immer mit ihm einließ, dem stahl er das Herz.

Ohne jemanden nur ein Wort davon zu sagen, machte sich nun unser Frank auf, und reiste zu diesem Wundermann, um ihn über den Zustand seiner Tochter um Rath zu fragen. Monsieur de Maniselle ließ sich erst alle ihre Umstände, wovon der Vater aus allzugroßer Aengstlichkeit auch den kleinsten nicht verschwieg, haarklein erzählen. Da er bald merkte, daß eine verunglückte Liebe bey ihrer Krankheit zum Grunde lag, so mußte auch dieser Umstand heraus, und — kaum hatte ihm Frank die Sache erzählet, so nahm er als ein kluger Mann hiernach seine Maasregeln.

„Darinnen mein Herr Frank!

antwortete er,

„hatten Ihre Aerzte vollkommen recht, wenn „sie den Grund der Krankheit des guten „Mädchens in ihrer mißlungenen Liebe zu

„finden

„den glaubten. Aber das Unternehmen „dieser Leute, sie durch Arzneymittel wie„der herstellen zu wollen, ist eben so thö„richt, als der Vorschlag, den sie Ihnen „gethan haben, daß Sie nämlich einer „Liebe nachgeben sollen, die Sie zu billi„gen nicht für gut finden. Schlecht ist „es von einem Arzt, Kinder im Ungehor„sam gegen ihre Eltern zu bestärken. Nein, „Herr Frank! hier hat der Naturkundi„ge noch ein anderes Mittel, nämlich den „heilsamen Magnetismus. Das ist das „allerbeste, aber auch das einzige Mittel, „wodurch Sie das gute Mädchen vielleicht „noch retten können; außerdem aber ist „unfehlbar ein baldiger Tod ihr unver„meidliches Loos.

Wie ein Blitzstrahl drang dem Alten das fürchterliche Wort, Tod, durch Mark und Gebeine. Und — was hätte er nicht gethan, um Helenen, die er wirklich zärtlich liebte, aus den Klauen des Todes zu reißen? — Kurz er bat den Magnetiseur seine Tochter in die Cur zu nehmen.

„Verlangen Sie was Sie wollen! setzte er hinzu,

„nur

„nur retten Sie mir das Mädchen! und „— stellen Sie mir sie wieder her, ohne „daß ich nöthig habe, sie dem verhaßten „Offizier zur Frau zu geben: Ihre Be„lohnung soll ohne Gränzen seyn.

Monsieur de Maniselle versprach zu thun, was er könnte, und machte dem alten thörichten Kaufmann noch eine Menge Windbeuteleyen vor, welche dieser für die heiligsten Orakelsprüche anzunehmen sich im mindesten nicht weigerte. Mit ganzer Seele hing er nun an dem neuen Arzte. Sogleich mußte sich dieser mit ihm auf die Reise machen. Monsieur de Maniselle übergab also seinen Collegen — denn er hatte deren noch verschiedene — seine Patienten, und reiste mit Herrn Frank ab, nicht wenig vergnügt darüber, daß ihm das Glück eine so gute Kunde zugeführt zu haben schien.

Mit Jauchzen und Frohlocken führte denn unser Kaufmann den Magnetiseur bey seiner Tochter ein.

„Hier Lenchen,

sagte er,

„bringe ich endlich den rechten Arzt für dich.
„Dieser große Mann, dessen Ruhm die

„ganze Welt erfüllet, wird auch dich bald
„wieder gesund machen.

Anfangs begriff Helene nicht sogleich, was sie aus der Vorführung dieses neuen Arztes machen sollte. Seine Figur, sein artiges Betragen, seine Nettigkeit im Anzuge, seine Jugend, alles dies sah mehr einem Liebhaber, als einem Aesculap ähnlich. Und in der That glaubte sie, ihr Vater habe nun endlich den Mann gefunden, den er zum Schwiegersohn gesuchet hätte, und wolle ihr solchen itzt vorstellen. In dieser Meinung antwortete sie also:

„kein Arzt wird mich heilen, lieber Vater,
„am allerwenigsten ein solcher, wie die-
„ser ist.

Der alte Frank hielt diese Antwort seiner Tochter für Widersetzlichkeit gegen seine wohlgemeinten Bemühungen um ihre Wiederherstellung, und erwiederte in ziemlich rauhem Tone:

„So! ist das der Dank für meine zärtli-
„che Sorgfalt um deine Gesundheit? hab
„ich darum eine so weite und beschwerli-
„che Reise nach diesem berühmten Manne
„gethan,

„gethan, daß du dich wohl gar weigerst,
„dich seiner Cur zu unterwerfen? — Pfui!
„du undankbares Mädchen.

Mit nicht geringer Verwunderung sahe Helene bald ihren Vater, bald den Arzt an, und sagte endlich:

„ich will nicht undankbar seyn, lieber Va-
„ter! wenn mir noch zu helfen ist, und
„dieser Herr es vermag, so will ich mich
„gern seinen Verordnungen unterwerfen.

Der Magnetiseur hingegen verstand die Gedanken des Mädchens weit besser, als ihr Vater; er merkte es bald, daß sie ihn weniger für einen Arzt, als vielmehr für eine Art von Liebhaber ansah: Um sie nun aus ihrem Irrthum zu reissen, erklärte er ihr die neue Cur, die an ihr vorgenommen werden sollte, und reizte durch das Rühmen des unaussprechlichen Vergnügens, das damit verbunden sey, ihre Aufmerksamkeit darauf mehr, als auf alles das, was die vorigen Aerzte bisher mit ihr vorgenommen hatten.

Noch niemals hatte sie etwas von Magnetismus, Desorganisation, und Somnambulismus gehöret; noch weniger wußte sie

die sonderbare Curart, deren sich die Magnetiseurs zu bedienen pflegen. So sehr also die Wirkungen, die man ihr von dieser magnetischen Cur versprach, ihren Beyfall hatten, so mißfiel ihr doch die Curart selbst, weil solche ihr mit der weiblichen Schamhaftigkeit nicht übereinzukommen schien. So bald sie hörte, daß die Herzgrube, ja so gar der Unterleib dem Reiben und Betasten einer Mannsperson ausgesetzt seyn sollte, verweigerte sie mit einem edlen Unwillen die ganze Cur, und wollte sich derselben durchaus nicht unterwerfen. Der Vater wurde toll, fieng an, auf sie hinein zu toben, und schalt sie wieder eine Undankbare, welche die Liebe ihres Vaters nicht zu schätzen wisse. Doch klüger und feiner nahm sich der Magnetiseur dabey.

„Liebe Madmoisell,

sagte er,

„machen Sie sich doch keine so niedrige
„Vorstellung von meiner Kunst! — ich
„merke wohl, daß Sie Ihre Schamhaf-
„tigkeit nicht glauben überwinden zu kön-
„nen. Allein, sorgen Sie doch nicht vor
„der Zeit! ich versichere Sie, Sie ha-

„ben über diesen Punct gar nichts zu fürch-„ten. Dahin sind wir noch lange nicht, und „bey Ihnen glaube ich auch nicht, daß wir „dergleichen Vorkehrungen nöthig haben „werden. Ich verspreche Ihnen schon „Besserung, wenn ich Ihnen nur die Stirn, „das Gesicht und höchstens den Hals, und „die Arme magnetisiret habe. Und dieser Pro-„be, dächte ich, sollten Sie sich doch wohl „ohne Bedenken unterwerfen können? —

Monsieur de Maniselle war viel zu artig, und gab viel zu gute Worte, als daß Helene bey ihrem Widerstande hätte beharren sollen. Auf Zureden ihrer Mutter, die selbst keine Gefahr bey der Sache sahe, erlaubte sie es endlich, die magnetische Cur im Gesicht und an den Armen mit ihr anzufangen. Der Magnetiseur begann also sein Werk. Helene hatte einige angenehme Empfindungen davon; sie äußerte solche; der Vater hatte eine ganz ungemeine Freude darüber, und machte in seiner Entzückung dem Arzte sogleich ein sehr ansehnliches Geschenk; auch die Mutter fieng bereits an, die Kraft dieser Cur hoch zu schätzen. Maniselle magnetisirte Helenen acht Tage lang, im Ge-

sichte und am Halse, und machte das Ding mit so vieler Feinheit, daß sie wirklich Geschmack daran fand, und sich oft von ganzer Seele nach der Stunde sehnte, wenn die Operation gemacht werden sollte.

Inzwischen schwatzte ihr der Magnetiseur immer viel vom Somnambulismus vor, und beschrieb ihr solchen als einen so seligen, wonnevollen Zustand, daß Helene das brennendste Verlangen darnach bekam. Ja, es kam so weit, mit ihr, daß sie so gar ihren Arzt einigemal sehr dringend ersuchte, sie darein zu versetzen.

Als sie nun einsmals wieder darum bat, befand sie sich eben allein mit ihm — denn er hatte sich schon so viel Ansehen im Hause zu erwerben gewußt, daß er oft ganze halbe Tage allein bey ihr im Zimmer bleiben durfte. Sie lag nach der magnetischen Vorschrift nur sehr leicht bekleidet, ausgestreckt auf einem Sopha da; Manisel le stand vor ihr, und war eben beschäftiget, ihr den Hals zu magnetisiren; er sagte ihr, daß der Somnambulismus bey ihr nicht anders hervor gebracht werden könne, als durch die ganze magnetische Cur. Immer heftiger wußte er inzwischen

Helenens Neugier darnach zu reizen; sie fieng an zu wanken; Maniselle redete ihr zu, und begann indessen, bey Magnetisirung des Halses, sich allmählig dem Busen zu nähern; der Reiz ihrer Empfindungen stieg immer höher, der Magnetiseur gab sie für Vorboten des Somnambulismus aus; kurz, er siegte endlich über ihre Bedenklichkeiten, und nun wurde die Herzgrube, und alles magnetisiret, was nur immer diese neumodischen Aerzte ihrer Curart zu unterwerfen für gut finden.

Auf dieses erste mal trat zwar der Somnambulismus noch nicht sogleich ein; aber Helene fühlte sich doch dadurch in einen so äußerst behaglichen Zustand versetzet, daß sie die vorigen schaamhaften Bedenklichkeiten völlig dabey vergaß, und dem Zeitpunkt mit Sehnsucht entgegen sah, wo die völlige Manipulation wiederholet werden sollte.

Monsieur de Maniselle hatte es also dahin gebracht, wohin ers längst gern hatte haben wollen. Er magnetisirte Helenen alle Tage, und zwar allemal in den ersten Morgenstunden, und — niemand durfte nunmehr weiter dabey zugegen seyn. So bald

aber der Somnambulismus eintrat — denn nach dreymaliger Wiederholung des Manipulirens verfiel Helene wirklich in diesen sonderbaren Zustand — so wurde jedermann, wer nur wollte, ins Zimmer gelassen. Da lag dann nun Helene in einem Todtenschlaf da auf dem Bette, bewegte kein Glied, äußerte aber alle die gewöhnlichen Merkmale dieses magnetischen Schlafs, das heißt, sie gab mit geschlossenen Augen allerhand Farben an, nennte die Personen, die zugegen waren, erklärte die Umstände ihrer Krankheit, schrieb sich die Arzneymittel vor, gab die Zeit ihrer Besserung an, und — sagte allerhand andere zukünftige Dinge voraus, die jedermann in das tiefste Erstaunen setzten. Alle Welt bewunderte die neue Curart, und Monsieur de Maniselle trieb mit dem glorreichsten Erfolg alle jene Charletanerien fort, wodurch die Magnetiseurs bisher auch die Augen sonst sehr vernünftiger Leute zu blenden gewußt haben.

Alle Grenzen aber überstieg sein Ruhm, da es sich mit Helenens Gesundheit in der That von Tag zu Tage besserte, und sie — in Zeit von noch keinem Vierteljahre ihre völ-

lige

lige Gesundheit wieder erlangte. Ihre Wangen fingen wieder an zu blühen, ihre Augen bekamen wieder Feuer, ihre vorige Munterkeit fand sich wieder ein; sie gieng wieder mit in Gesellschaft, und ihr Betragen war weit freyer und angenehmer, als vor ihrer Krankheit.

Mit nichts kann wohl die Wonne verglichen werden, die ihr Vater über diesen überaus glücklichen Erfolg der magnetischen Cur empfand. Am meisten aber that er sich darauf zu gute, daß er selbst den ersten Einfall dazu gehabt hatte. Niemand erfuhr die Summe des Geschenkes, das er dem glücklichen Magnetiseur dafür machte. Groß aber mußte sie allerdings gewesen seyn: denn Monsieur de Maniselle ließ sichs merken, daß er beynahe fürstlich belohnet worden sey. Jedermann wollte nun die magnetische Cur brauchen. Hauptsächlich aber hatte Maniselle vom schönen Geschlecht viel Anlauf. Da war kein Mädchen, das etwa einmal zu viel Vapeurs hatte, keine Frau, welche die Mutterbeschwerung plagte, und keine Matrone, welcher etwa der Appetit zum essen einmal vergangen war; — alle wollten sie magnetisiret

ret seyn, und hätte Monsieur de Maniselle alle die vielen Patientinnen annehmen wollen, die sich bey ihm meldeten, er hätte Tag und Nacht mit Reiben und Manipuliren nicht fertig werden können.

Zum allgemeinen Erstaunen aber nahm er auch keine einzige Cur weiter an. Er entschuldigte sich mit der Menge seiner Patienten, die seine Gegenwart zu Hause erforderten, und reiste ab, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Frankischen Hauses, und überhäuft mit den rührendsten Dankbezeugungen für die große Wohlthat, die er der Familie durch Helenens Erhaltung erwiesen haben sollte.

Doch — kaum vier bis sechs Wochen dauerte diese ungemeine Zufriedenheit des Frankischen Hauses: denn nur so lange blieb Helenens Gesundheit dauerhaft. Itzt aber fing sie wieder an zu kränkeln. Zwar waren ihre Zufälle nicht ganz wieder die vorigen: denn sie bestanden blos in Ohnmachten, Erbrechungen, Kopf- und Zahnschmerzen. Aber doch verfiel sie bisweilen wieder in jene stille Melancholie, die ihre Trennung von Breitenborn veranlasset hatte. Einige Zeit dauerten

ten diese Zufälle fort, ohne daß es jedoch zu einer förmlichen Krankheit mit ihr kam. Schon wollte sich Frank wieder aufmachen, und den Magnetiseur herbey holen. Da sichs aber mit Helenen wieder zu bessern schien, so ließ er es doch vor der Hand noch seyn.

Indessen fielen ihrer Mutter diese Unpäßlichkeiten des Mädchens nicht wenig bedenklich. Sie ahndete etwas, was sie sich kaum selbst zu gestehen wagte, und sie fürchtete täglich immer mehr, daß ihre Ahndung in Erfüllung gehen möchte: denn über gewisse Umstände sind die Weiber sehr scharfsichtig. Aus Besorgniß, daß sie sich dennoch irren könnte, entdeckte sie ihre Gedanken zur Zeit weder Helenen selbst, noch ihrem Manne. Einsmals aber überraschte sie die erstere früh Morgens, als sie noch zu Bette und im festen Schlafe lag, und sie fand — leider nur zu gewiß die Bestätigung ihrer Besorgnisse. Ein merklich hoher Leib, geschwollene Brüste, und — andere unverkennbare Zeichen der Schwangerschaft fielen ihr nur zu deutlich in die Augen.

Sie beschloß nun, ohne Anstand Helenen darüber vorzunehmen — denn sie

gab die Sache mit Recht niemanden anders, als dem Magnetiseur schuld. — Ein Geräusch, das sie im Zimmer machte, erweckte Helenen. In völliger Sicherheit der verdachtlosen Unschuld stand das Mädchen auf, und kleidete sich in Beyseyn ihrer Mutter an. Als es geschehen war, sagte diese:

„Ich weiß nicht, wie du mir vorkommst, „Lenchen! wenn ich dich so ansehe —

H. Wie denn, liebe Mutter?

M. Du bist ja schwanger!

H. (erblassend) Schwanger? — Sie ma„chen, daß ich in Ohnmacht falle! wie „könnt' ich schwanger seyn?

M. Ich habe dich schon untersucht, als du „noch schliefst; es ist richtig.

H. Gott im Himmel! Mutter! — wäre ich „noch zu dieser entsetzlichen Schande ver„dammt?

M. Es ist deine eigene Schuld. Gestehe es „nur! wer war der Bösewicht, der dir „deine Ehre raubte?

H. O, Mutter, ich bin des Todes; ich weiß „von niemanden.

M. Kind, leugne nicht! was hat der ver„fluchte Magnetiseur mit dir vorgenom„men?

H. Großer Gott! wenn es wahr wäre — „wenn dieser Abscheuliche — o, Mut„ter! —

Hier sank Helene vor Schrecken über diesen Zustand in Ohnmacht, und — da sie wieder zu sich gekommen war, so fieng sie bitterlich an zu weinen, und zu jammern. Die Mutter glaubte, daß sie aus Vorsatz die That selbst leugne, und verlangte zu wissen, wie der Magnetiseur mit ihr umgegangen sey?

„Ach, beste Mutter!

antwortete Helene,

„ich weiß kein Wort davon. Nur so viel „erinnere ich mich noch, daß, wenn ich „von dem vielen Reiben ganz außer mir „gerieth mehrentheils eine Ohnmacht dar- „auf folgte, und — wenn diese vorbey „war, so schlief ich vor Mattigkeit ein: „er weckte mich aber allemal wieder, und „befahl mir, daß ich mich fort schlafend „stellen sollte, wenn Sie und der Vater „herbey kämen Ich that ihm das zu Ge- „fallen, und sagte die Sachen aus, die „er mir vorher gelernet hatte: denn ich „befürchtete, wenn ichs nicht thäte, so „möchte das Magnetisiren aufhören, und „dieses that mir so wohl, daß ichs doch „nicht gerne entbehren mochte. Was er „nun während meiner Ohnmachten, und „meines festen Schlafs mit mir vorgenom- „men hat, das ist mir völlig unbekannt. „Und — bin ich wirklich schwanger, so „muß diese schwarze That in jenem mir so „ganz bewußtlosen Zustande geschehen „seyn.

M. Nur allzu gewiß ist es so. Ich habe es „immer geahndet, daß dieses Magnetisi-

„ren

„ren nichts anders als eine Betrügerey,
„und eine Erfindung der Wollust sey.

H. O, wie schrecklich bin ich betrogen, wer „giebt mir meine Ehre, meinen Ruhm, „meine Tugend wieder? — Ach! ich wer„de diesen Schimpf nicht überleben.

Zwar unterließ die Mutter, die Helenens melancholisches Temperament kannte, nicht, ihr Trost zuzusprechen, indem sie schon auf allerhand Mittel dachte, ihre Schwangerschaft vor den Augen der Welt zu verbergen. Aber das unglückliche Mädchen verwarf allen Trost, und überließ sich ganz einer Art von wilder Verzweiflung, die sie in einen sehr fürchterlichen Zustand setzte. Der Vater wurde herbey gerufen, und mit Thränen entdeckte ihm seine Gattin das Bubenstück, das sein treuloser Arzt an Helenen begangen hatte. Er erschrack heftig darüber; — konnte sichs aber doch noch gar nicht vorstellen, daß ihn der Magnetiseur so schändlich hintergangen haben sollte. Gern hätte er die Schuld auf einen andern geschoben, wäre er nur nicht gewiß überzeugt gewesen, daß

Helene während der Zeit, da ihre Schwangerschaft entstanden seyn mußte, mit andern Mannspersonen keinen Umgang gehabt hatte. Schon wollte er in der ersten Hitze seines Zorns den Magnetiseur aufsuchen, und ihn entweder zwingen, Helenen zu heirathen, oder — ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Da aber Helene ihm zuschwur, daß sie eher sterben, als dem Urheber ihrer Schande, dem Mann, der sie so abscheulich hintergangen habe, ihre Hand geben würde, so ließ er diesen Plan wieder fahren, und dachte nun auf andere Mittel, sich und seine Familie vor einer Beschimpfung zu sichern, deren Schuld itzt lediglich auf ihn zurück fiel. Eine schnelle Verheirathung seiner Tochter schien ihm nach vielen Berathschlagungen darüber das beste Auskunftsmittel zu seyn, und — durch sein großes Vermögen gereizt, glaubte er leicht jemanden finden zu können, der sich zu dieser Heirath verstünde. Doch, eine neue Schwierigkeit trat ihm in Weg, und das war der Umstand, daß Helene sich entweder weigern würde, die Hand des Mannes anzunehmen, der sich zu einer solchen Heirath erkaufen ließ, oder daß sie, wenn man sie ja dazu überre-

den

den könnte, doch in der Folge unglücklich mit ihm leben würde. Dennoch liebte er sie zu sehr, als daß er sie durch seine eigene Verschuldung muthwillig noch tiefer ins Elend hätte stürzen sollen.

Endlich — glaubte er am besten aus der Sache zu kommen, und zugleich Helenen alles ihr angethane Unrecht zu vergüten, wenn er sich entschlöße, sie dem Lieutenant Breitenborn noch zur Frau zu geben; und — daß dieser die Parthie mit beyden Händen ergreifen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick, besonders wenn er die natürliche Mitgift seiner Tochter mit einer ansehnlichen Summe Geldes begleitete.

Noch sträubte sich zwar sein Haß gegen den Soldatenstand wider diesen Einfall: aber die Noth lehrte ihn solchen, zu unterdrücken; und nun — ließ sich der Mann, der Breitenborns Anträge Anfangs mit so bitterm Stolz verworfen hatte, so weit herab, dem vorher verschmähten Liebhaber seine Tochter so gar selbst anzutragen. Breitenborn war eben vor einigen Wochen erst vom Urlaub zu-

rück gekommen. Seine Leidenschaft für Helenen hatte sich größtentheils abgekühlt. Ueberdieß erfuhr er, daß sie in die Hände der Magnetiseurs gefallen wäre; und weil er diese neuen Aerzte für die ausgemachtesten Betrüger unter der Sonne ansah, so hielt er Helenen für vollends ganz verlohren. Wenigstens glaubte er, es sey unter seiner, und der Würde jenes Tugend liebenden Mannes, länger an ein Mädchen zu denken, das, durch den Gebrauch der magnetischen Cur, alle weibliche Sittsamkeit aufgegeben haben müsse.

Jtzt kam nun also zu seinem nicht geringen Erstaunen der alte Frank zu ihm, und trug ihm selbst seine Tochter an. Um den ehrlichen Mann zu machen, entdeckte er ihm auch ohne Zurückhaltung ihre Umstände, und bot ihm eine Mitgift von funfzig tausend Thalern an. Aber wie sehr erstaunte der alte Mann, als ihn Breitenborn mit folgender Antwort abfertigte:

„meine Ehre ist mir lieber, als funfzig „tausend Thaler, und meine Liebe ist mit „Gelde

„Gelde nicht zu erkaufen. Ich liebte einst „Ihre Tochter, und damals hätte sie auch „ohne einen Heller Mitgift das größte „Glück meines Lebens gemacht. Itzt hab' „ich sie entbehren gelernet, und — Sie „selbst haben mich Aufopferung meiner Lie„be gelehret; ein anderer hat ihr geraubt, „was ihre größte Schönheit war, — ih„re Unschuld; was würde nun die Welt „von mir sagen, und wie könnt' ich mich „selbst ohne Schaam ansehen, wenn ich „— ohne Liebe — blos aus Gewinn, der „Sündenbüßer eines andern würde? — „Ich habe das zärtlichste Mitleid mit der „unglücklichen Helene, und — ich wünsch„te zu ihrer Rettung etwas beytragen zu „können. Aber ich bin ohne Schuld, „wenn der Eigensinn ihres Vaters sie zu „Grunde gerichtet hat.

Frank machte zwar noch einige Versuche, die Bedenklichkeiten des Lieutenants durch allerhand Gründe, die in seinen Augen nicht unwichtig waren, zu besiegen. Aber vergebens. Breitenborn bat ihn endlich, ihn mit

seinen Anträgen zu verschonen, und — ihn in Ruhe zu lassen.

Kein anderes Mittel Helenen an Mann zu bringen, war ihm also nun noch übrig, als daß er sie, und ihre ansehnliche Mitgift einem andern, der weniger Delicatesse besäße, anböte. Zum Unglück aber hatte Helene erfahren, was zwischen ihrem ehmaligen Liebhaber, und ihrem Vater vorgefallen war, und dies gab der Sache auf einmal eine andere, obgleich sehr traurige Wendung.

Sogleich als Helene von der Gewißheit ihres Falles überzeugt war, zog sie sich solchen so sehr zu Gemüthe, daß sie in eine tiefe stille Melancholie fiel, die sich ihrer ganzen Seele bemächtigte. Täglich vermehrte sich ihre Schwermuth, je näher die Furcht vor der ganzen Entdeckung ihrer Schande heranrückte. Verhöhnt von denen, die sie bisher um ihre Vorzüge willen beneidet hatten, glaubte sie weder Mitleiden noch Entschuldigung auf ihrer Seite zu haben. Unauslöschlich schien ihr der Schimpf, mit dem sie von allen Seiten bedroht wurde, und — um diesem zu entfliehen

fliehen sehnte sie sich nur nach Grab und Verwesung. Izt hörte sie nun vollends, daß ihr Vater unvorsichtig genug gewesen war, dem Mann ihre Schande zu entdecken, dessen Verachtung ihr das allerunerträglichste Schicksal war. Sie hatte sich ehedem durch ihre Tugend die Hochachtung dieses Mannes erworben; wie sehr mußte es sie nicht schmerzen, sie auf eine so schändliche Weise verlohren zu haben! — dieser Gedanke führte sie der Verzweiflung nahe. Noch liebte sie Breitenborn aus voller Seele, und — glücklich würde sie noch gerettet worden seyn, hätt' ihr die Verachtung dieses Mannes nicht noch den lezten Stoß gegeben. —

Es war eines Morgens, eine Stunde nach ihrem Aufstehen, als sie ihre Eltern zu sich rufen ließ, und sie bat, man möchte ihren Beichtvater herbeyholen, weil sie kaum noch zwey Stunden zu leben habe. Man begriff anfangs nicht, was sie damit wollte. Aber bald entdeckte man, daß sie Gift genommen hatte. Vater und Mutter waren in Verzweiflung, und — viel fehlte nicht, daß auch der erstere eine That unternahm, wodurch er

sich allein vor den Vorwürfen seines Gewissens retten zu können glaubte. Die Mutter hingegen wußte sich etwas besser zu fassen. Denn das Bewußtseyn Helenens Untergang nicht verschuldet zu haben, ließ ihr noch einigen Trost übrig. Sie ließ sogleich den Beichtvater holen, welchem Helene ohne Umstände ihre ganze verzweiflungsvolle That bekannte. Er ermahnte sie, vor der Absolution, sich noch mit ihrem Vater, gegen welchen sie allerdings noch einige Erbitterung hegte, zu versöhnen. Sie war dazu bereit, reichte dem Alten, der fast ohne Sinnen vor ihrem Bette auf den Knien lag, die Hand, und sagte:

„die Stunde meines Todes nahet heran, „mein Vater, und — ich halte sie „für die glücklichste meines Lebens; denn „sie öffnet mir das Grab meiner Leiden. „Ich hoffe der Allerbarmherzigste, der mein „Unglück besser kennt, als die Welt, wird „mir vergeben, daß ich mir diese Stunde „selbst herbey rief; er wird meine Seele „zu Gnaden aufnehmen. Ich leugne es „nicht mein Vater, daß mein Herz nicht

„ohne

„ohne Erbitterung gegen Sie schlug, wenn
„ich überlegte, daß Sie der einzige Urhe-
„ber meines Unglücks, und meiner Leiden
„wären. Aber ich bin auch überzeugt,
„daß nur Ihre Liebe zu mir Ihre Schrit-
„te mit so vieler Unvorsichtigkeit führte,
„und — ich weiß es, daß ich auch selbst
„auf mich besser hätte Achtung geben sol-
„len. Verzeihen Sie mir, mein Vater!
„auch ich vergebe Ihnen hiermit, und —
„so lassen Sie uns in Friede von einan-
„der scheiden. In jenem Leben hoffe ich
„Sie wieder zu finden.

Ganz unfähig war der alte Frank, ihr nur eine Sylbe zu antworten. Alle seine Freude, der Trost seines Alters starb mit Helenen dahin. Er sank ihr an Busen, küßte sie einigemal, und überströmte sie mit seinen Thränen. Dann warf er sich neben sie hin auf einen Stuhl, und sahe mit starren Blicken zu, wie das gute unglückliche Mädchen auch erst von ihrer Mutter Abschied nahm, und dann, — nach einigen schmerzhaften Erschütterungen ihres Körpers — dahin starb. Ihre letzten Worte waren Bitten

zu Gott um Gnade für ihre Seele, und ihre Miene verkündigte es, daß sie nicht ohne Beruhigung verschied. —

Ich habe weiter dieser Geschichte nichts hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß Teutschlands Töchter, an der unglücklichen Helene ein Beyspiel zur Warnung vor der Gefahr des zur Schande der Menschheit erfundenen Magnetismus nehmen möchten.

Der Bettler.

Neun und vierzigste Scene.

Johanna Silbern, die einzige Tochter eines Landpredigers an der preußischen Grenze in Sachsen, war ein Mädchen von zehn Jahren, als ihre Mutter starb. Ihr Vater heirathete nicht wieder, sondern führte seine Wirthschaft mit einer alten Haushälterin, welcher denn auch zugleich die Erziehung seiner Tochter anvertrauet war. Johanna wuchs heran, und erlangte schöne körperliche Reize. Aber desto schlechter sah es mit der Bildung ihres Verstandes und Herzens aus. Ihr Vater saß beständig über seinen Büchern, und bekümmerte sich so wenig um sie, als Frau Stern, so hieß die alte Haushälterin. Johanna genoß daher alle nur mögliche Freyheit, und unbeschränkt konnte sie ihren Neigungen nach handeln, wie, und wenn sie wollte:

Gleichwohl bestimmte sie ihr Vater, welcher alt und schwach zu werden anfieng, dazu, künftig einmal seinen Substituten zu heirathen: denn er war überaus arm, und da er Johannen nichts zur Mithülfe geben konnte, so glaubte er sie hierdurch am besten zu versorgen; auch hatte ihm der Gerichtspatron schon halb und halb versprochen, ihm hierinn zu willfahren.

Frau Stern aber hatte einen Sohn, der in Leipzig auf der Thomasschule war, und als ein armer Chorschüler von Beneficien lebte. Zwey und zwanzig Jahr zählte er schon von seinem Leben, und — wollte er anders fort studieren, so war es, die Academie zu beziehen, die höchste Zeit mit ihm. Aber zum Unglück fehlte es dem jungen Manne, der übrigens ein grundehrliches gutes Herz hatte, an Wissenschaften sowohl, als an Gelde dazu: denn aus Noth hatte er sich fast ganz nur auf die Musik legen müssen.

Doch er wagte es die Schule zu verlassen, in Hoffnung irgendwo etwa ein Stipendium oder andere Unterstützung zu finden; inzwischen aber stattete er seiner Mutter einen Besuch ab, um zugleich zu Erreichung seiner

Absichten Zeit zu gewinnen. Der alte Pfarrer gewann ihn lieb und erlaubte ihm, so lange bey ihm zu bleiben, bis sich die Umstände zu seinem Vortheil ändern würden.

Während der Zeit wurde nun der junge Stern mit Johannen des Pfarrers Tochter genauer bekannt, als es für die Tugend dieses Mädchens zuträglich war. Die Folgen davon blieben nicht außen, und als Johanna solche entdeckte, war ihre Schwangerschaft schon ziemlich weit gekommen. Ihr Liebhaber war ihr Vertrauter; sie that ihm ihre Entdeckung kund, und die Verlegenheit worinn sich beyde darüber befanden, war in ihren Umständen gewiß nicht die kleinste.

Nichts geringers als ihres Vaters Tod fürchtete Johanna zu befördern, wenn sie diesen Schimpf über sein Haus brächte, und sein Plan, sie mit dem künftigen Substituten zu verheirathen, der ihm so nahe und so warm am Herzen lag, fiel dadurch auf einmal über den Haufen. Noch unmöglicher aber schien es den beyden Liebesleuten, einander selbst zu heirathen: denn wovon wollten sie leben, da beyde blutarm waren, und Stern nicht die geringste Aussicht vor sich

hatte.

hatte, auf irgend eine Weise Unterhalt für eine Familie zu verdienen? — Kurz Johanna wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Stern aber gieng entschlossener dabey zu Werke. Er sagte:

„wenn wir den Fehler, den wir begangen „haben, nur einigermaßen wieder gut ma„chen wollen, so müssen wir durchaus „einander völlig entsagen. Auf keinen „Fall darf dein Vater deine Umstände er„fahren: denn — du hast Recht — er „würde sich darüber zu Tode kränken. „Mein Rath ist also der, daß wir uns „meiner Mutter entdecken. Sie ist eine „gute Frau, und sie wird dir dazu behülf„lich seyn, daß du im Geheim nieder kom„men kannst. Das Kind geben wir denn „irgendwo in die Pflege, und ich — gehe in „die weite Welt, um zu sehen, ob mir das „Glück noch so wohl will, um etwas zu „dessen Unterhaltung zu erwerben.

Johanna fiel ihrem Liebhaber um den Hals, und weinte. Nichts jammerte sie mehr, als die bevorstehende Trennung von ihm: denn sie liebte ihn wirklich aus voller Seele. Aber die Sorge für die Ruhe ihres

Vaters

Vaters überwand alle diese Bedenklichkeiten, und sie willigte endlich in Sterns Vorschlag.

Kaum hatten sich nun die jungen Leute der alten Haushälterin entdeckt, so reichte sie ihnen auch willig die Hand, zu Ausführung ihres Plans. Sie gab Johannen Anleitung ihre Schwangerschaft zu verbergen. Der alte Geistliche ahndete nichts davon, und blieb völlig in seiner Unwissenheit. Glücklicher Weise traf sichs eben in der Nacht, als die Stunde der Niederkunft erschien. Frau Stern vertrat die Stelle der Hebamme dabey, und ein junger Sohn kam zur Welt, ohne daß jemand im Hause etwas davon erfuhr, als der junge Stern, der inzwischen vor seiner Mutter Zimmer, wo die Entbindung geschahe, sorgfältig Wache hielt.

So bald das Kind zur Welt war, packte man es in eine Schachtel, und der unglückliche Vater desselben, trug es selbst einige Meilen weit auf ein Dorf zu einer armen Frau, die eine gute Bekannte von der alten Stern war. Die Frau gab vor, sie habe es des Nachts vor ihrer Hausthür gefunden. Der Prediger taufte es, und auf Bitten der angeblichen Finderin bekam es den Namen Joseph Stern,

weil

weil sie es, wie sie sagte, beym Leuchten der Sterne in der Nacht sogleich habe sehen können. Man stellte zwar von Seiten der Obrigkeit jenes Dorfs eine scharfe Untersuchung darüber an, um die Mutter des Fündlings herauszubringen. Da man aber, wie natürlich, nichts davon erfahren konnte, so sahe man sich endlich genöthiget, das Kind der Frau zu lassen, die es gefunden haben wollte, und die Gemeinde des Orts mußte noch froh seyn, daß sie es behalten wollte.

Ob nun wohl diese Frau von der alten Stern so viel zur Unterhaltung des Kindes bekam, als ihre und Johannens Umstände es zuließen, so gab sie doch zum Schein öffentlich vor, daß sie solches blos aus Barmherzigkeit bey sich behalten habe. Ja, sie bekam sogar von der Gemeinde noch einigen Zuschuß zu dessen Erhaltung.

Johanna erdichtete indessen eine kleine Unpäßlichkeit, um sich von den Beschwerlichkeiten der Entbindung zu erholen. Es gelang ihr so wohl damit, daß ihr Vater auch nicht das mindeste von ihren wahren Umständen ahndete. Bald war sie wieder hergestellt; ruhig und zufrieden hätte sie sich denn auch

ihres

ihres Falles erinnern können, wär ihr des jungen Sterns Entfernung, der in der That noch ihr ganzes Herz besaß, nicht so nahe gegangen, daß sie manche einsame Stunde darüber in Thränen zubrachte.

Dieser junge Mensch konnte es unmöglich über sich erhalten mit einem Frauenzimmer, das er wirklich aufrichtig liebte, länger in einem Hause zu wohnen. Halb schon hatte er sie unglücklich gemacht, und — daß sie es ganz werden mußte, wenn er nicht auf einmal alle Gemeinschaft mit ihr abbreche, dies konnte er leicht voraus sehen. Nicht wenig kränkte es ihn übrigens, mehrere Wohlthaten von einem Manne anzunehmen, welchen er schon so sehr mit Undank belohnet hatte. Bald nahm er also von dem alten Pfarrer Silber Abschied, unter dem Vorgeben, daß er sein Fortkommen in der Welt, mit Hülfe der Musik suchen wolle. Bitter und traurig war ihm zwar die Trennung von Johannen und von seiner Mutter. Aber mit standhaftem Muth waffnete er sich beym Abschiede von ihnen, und — seine Empfindungen waren besiegt.

Er gieng nach Berlin, in Hoffnung dort vielleicht ein Unterkommen zu finden. Weil er aber weder Bekanntschaft, noch Empfehlung vor sich hatte, so mißlang ihm alles, was er unternahm. Endlich wurde er des Suchens nach Verdienst und Unterhaltung müde, und gieng aus Verdruß darüber unter die Soldaten. Er wurde als Gemeiner bey einem in Berlin stehenden Infanterieregimente angestellt, und fügte sich gern in sein Schicksal, da er einmal sahe, daß er zu einem bessern nicht bestimmt zu seyn schiene.

Von seiner Mutter aber und von Johannen erhielt er inzwischen von Zeit zu Zeit Nachricht. Alles gieng im Silberischen Hause ununterbrochen seinen alten Gang fort, und — so lange seine Mutter lebte, sorgte diese auch für die Unterhaltung seines Kindes, ohne daß Johanna einigen Antheil daran zu nehmen schien.

Nach vier Jahren aber bekam er einmal einen Brief von seiner ehmaligen Geliebten, worinn sie ihm den Tod seiner Mutter meldete. Unruhig machte ihn schon dieser Vorfall über das Schicksal seines Kindes. Die größ-

te Beängstigung aber zog ihm folgende Stelle in dem Briefe selbst zu:

„In keiner geringen Verlegenheit mein lie-„ber Stern, bin ich nun wegen unsers klei-„nen Josephs. Der Bursche wächst her-„an, und braucht Erziehung. Bisher „sorgte deine Mutter für alles, ich gab ihr „zwar das Geld dazu, aber niemand fiel „doch drauf, daß mich das Kind etwas „angienge. Jetzt ist deine Mutter weg, „und nichts kann mehr unter ihrem Na-„men gehen. Ich werde mich nun des „Kindes selbst annehmen müssen, und— „unser so lange glücklich bewahrtes Ge-„heimniß wird dadurch auf einmal entdeckt „seyn. Denke dir meine traurige Lage da-„bey! Hierzu kommt noch, daß mein Va-„ter nunmehr auch einen Substituten er-„halten hat, und daß dieser Mine macht, „mich zu heirathen. Sollte er nun „meine traurige Geschichte erfahren, so „wird er auf einmal zurück treten, und „alle die darauf gesetzte Hoffnung meines „Vaters wird auf immer dahin sinken. — „—Sag mir selbst, lieber Stern! kann ich „dabey wohl gleichgültig bleiben? —

Kaum hatte Stern diese Stelle gelesen, so war auch sein Vorsatz, Johannen aus ihrer Verlegenheit zu ziehen, gefaßt: da er wegen seiner guten Aufführung, und seiner Accuratesse im Dienst, bey seinen Obern ungemein wohl angeschrieben stand, so erhielt er, ohne alle Schwierigkeiten Urlaub. Er zog hierauf seine Montur aus, kleidete sich in andere Kleider, reisste hin, wo sein Kind in der Kost war, paßte die Gelegenheit ab, und nahm den Knaben heimlich mit sich davon. Glücklich brachte er ihn mit nach Berlin. Aber, was nun anfangen mit dem Kinde! und wovon sollte er es erhalten, da er als gemeiner Soldat von seinem Tractament kaum selbst leben konnte? — Gerne hätte ihm zwar Johanna einen Zuschuß dazu geschickt; davon war er völlig überzeugt. Aber er hatte sich nun einmal vorgenommen, sie nicht weiter damit zu belästigen. Ja, er wollte es ihr nicht einmal wissen lassen, daß er selbst das Kind zu sich genommen habe.

Endlich, nach manchen Berathschlagungen mit sich selbst drüber, faßte er sich das Herz, seinen Kapitain, bey welchem er ungemein gut angeschrieben stand, dabey um Rath

zu

zu fragen, und mit Hülfe dieses Mannes erreichte er auch seine Absicht. Er erzählte ihm seine Geschichte; der Kapitain lobte seine Rechtschaffenheit, und war ihm dazu behülflich, daß der kleine Joseph in das Waisenhaus aufgenommen wurde, wo er denn seine völlige Versorgung erhielt.

Einige Zeit darauf schrieb Johanna unserm Stern: Sie habe nunmehr den Substituten geheirathet, und hierdurch sey sie zwar in einen sehr glücklichen Zustand versetzet worden. Die Entführung ihres Kindes aber verursache ihr doch manchen geheimen Kummer, der ihr um so viel peinlicher sey, je weniger sie solchen jemanden entdecken dürfe. Nur der einzige Trost bliebe ihr dabey noch übrig, daß sie sich mit der Hoffnung schmeichele, er selbst habe das Kind abholen lassen, und sie bäte ihn daher inständigst ihr, zu ihrer völligen Beruhigung, gewisse Nachricht davon zu geben.

Stern aber fand es für besser, den Brief bey Seite zu legen, und gar nicht darauf zu antworten. Johanna schrieb zwar noch mehrere mal, und bat immer dringender — nur

wenigstens um Antwort. Aber vergebens. Stern beharrete hartnäckig bey seinem Stillschweigen, und Johanna hörte endlich auf, zu schreiben.

Einige Zeit drauf entstand der siebenjährige Krieg. Stern zog mit zu Felde, und — fand in diesem Kriege sein Unglück. Man rechnete ihn, nach der Schlacht bey Kollin, welcher sein Regiment mit beywohnte, unter die Zahl ter Todten, und sein Name wurde aus den Listen der Soldaten ausgestrichen. —

Wir wollen ihn einstweilen ruhen lassen, und dann eine Frist von dreyßig Jahren überspringen, um auch wieder nach Johannen und ihrer Familie zu sehen. Frau Stern hatte zwar etwas weniges an Vermögen hinterlassen. Da sich aber ihr Sohn niemals dazu meldete, ungeachtet er öffentlich dazu vorgeladen wurde, so blieb es immer unter der Verwaltung eines Vormundes Bald nach dem Tode der Frau Stern starb auch der alte Pfarrer Silber, hinterließ aber seiner Tochter wenig mehr, — als seinen väterlichen Segen.

Jetzt nach dreyßig Jahren, war nun Johanna selbst ein altes Müttergen, und befand sich in nicht bessern Vermögensumständen, als ihr Vater hinterließ. Ihr Mann, der den Namen Langmuth führte, war zwar ein grundguter, freygebiger, ehrlicher Mann, der aber eben bey diesem Character an nichts weniger als an's Sammeln dachte. Er war ein Feund von Gesellschaften, hielt fleißig Gastereyen, und — was er davon noch übrig hatte, das theilte er den Armen mit. Eben so dachte auch seine Gattin. Beyde thaten sich in ihrem Alter noch gütlich, und hofften, daß Elisabeth, ihre einzige Tochter, unfehlbar einen Mann finden werde, der, bey ihren vortreflichen Eigenschaften, die Mitgift an Gelde nicht in Betrachtung zöge.

Und in der That war auch ihre Hoffnung nicht ohne Grund. Hatte sich die Natur jemals freygebig gegen ein junges Frauenzimmer bewiesen, so konnte Elisabeth sich dessen rühmen. Eine liebreizendere Figur, als die ihrige kann man sich schwerlich denken. Schönheit, Harmonie und Grazie erhoben sie zu einem Ideal, das sonst nur in der Phantasie der Dichter lebt.

Betrachtete man sie im ganzen Umfange ihrer Reize, so mußte man glauben, die Natur habe sich vergriffen, und einem Seraph die Figur eines Weibes gegeben. Sprache, Anstand und Betragen, alles war so fein, so zärtlich, so bezaubernd, und doch — ohne alle Künsteley, blos Werk der schönen einfachen Natur. Eben so sehr zeichnete sie sich auch durch ihre Seelen-Eigenschaften aus. Sie war das allerguthertzigste, sanfteste, und edelmüthigste Mädchen unter der Sonne, und doch — ohne alle Empfindeley, und ohne nur im mindesten die Schwärmerin zu machen. Ueber den Horizont unendlich vieler ihrer Gespielinnen erhob sich ihr Verstand, und — daß mancherley nützliche Kenntnisse ihn bereicherten, dafür hatten ihre Eltern fleißig gesorgt. Ihr Vater war selbst Kenner vom Erhabenen und Schönen im Reiche der Natur und der Wissenschaften; ihre Mutter aber war aus Erfahrung klug worden. Denn mit Recht schrieb sie ihren ehmaligen Fall dem Mangel an Bildung ihrer Seele zu. Beyde sparten also weder Mühe, noch Kosten, um ihrer Elisabeth eine bessere Erziehung zu geben, als sonst leider auf dem Lande gewöhnlich ist. Zur völligen Vervollkommung ihrer

Eigen-

Eigenschaften aber thaten sie ihre Eltern oft auch halbe Jahre lang in große Städte, wo sie denn mehr unter Menschen kam, und mehr Gelegenheit fand, allerhand nützliche und angenehme Kenntnisse zu sammeln.

Es war andem, bey so glänzenden Vorzügen konnt' es ihr unmöglich an Liebhabern mangeln; und wirklich bewarben sich ihrer so viele um ihre Gunst, daß ihr die Wahl darunter allerdings etwas schwer fallen mußte. Noch hatte sie — es war in ihrem achtzehnten Jahre, — selbst noch keine Wahl getroffen: denn für keinen ihrer Verehrer fühlte sie noch eine besondere Zuneigung. Ihre Eltern aber, hauptsächlich die Mutter, die, wie sehr viele Mütter, für den geistlichen Stand zum voraus eingenommen war, bestimmten sie einem gewissen jungen Landprediger in der Nachbarschaft, der Magister Waldauer hieß, und eine sehr ansehnliche Pfründe besaß. Von ihnen hatte er bereits das Wort; Elisabeth aber weigerte sich noch, darein zu willigen. Im Grunde fand sie zwar nichts an dem Manne auszusetzen: denn er verdiente in jeder Betrachtung eine Frau von ihren Vorzügen. Aber nichts desto weniger

niger empfand sie keine besondere Neigung zu ihm, und — ohne Liebe — glaubte sie, durch die Ehe kein Glück zu machen.

Um dieselbe Zeit nun, als der Magister Waldauer sich um ihr Herz bewarb, trug sichs zu, daß sie eben eine Reise nach Magdeburg that, um eine Familie zu besuchen, die mit ihrem Vater in Verwandschaft stand. Zwey Tage vorher, ehe sie wieder nach Hause reisen wollte, sahe sie in der Kirche einen Husaren-Offizier, dessen Figur und Benehmen auf sie einen ganz besondern Eindruck machte. Er war ein langer schöner Mann von ungefähr sechs und dreyßig Jahren, hatte ein majestätisches Ansehen, und eine freundliche wohlwollende Mine. Aufmerksam hörte er der Predigt zu, und alle seine Aeußerungen gaben zu erkennen, daß er ein Verehrer der Religion sey.

Wie ihn Elisabeth bemerkte, so entgieng auch sie seinen Augen nicht. Ihre ungemeine Schönheit reizte seine ganze Aufmerksamkeit. Da er nicht weit von ihr entfernt stand, so begegneten oft ihre Blicke einander. Elisabeth schlug oft die Augen nieder, wenn er sie ansah, und er fühlte ihre Blicke durch seine

ganze Seele dringen, wenn sie solche verstohlen auf ihn fallen ließ. Beyde empfanden ein etwas in ihren Herzen sich hervordrängen, welchem sie nicht zu widerstehen vermochten. Als endlich Elisabeth mit ihrer Gesellschaft aus der Kirche fuhr, und eben vor ihrer Wohnung aus dem Wagen stieg, sahe sie diesen Husaren-Offizier wieder vor ihr vorbey gehen. Er machte ihr ein sehr artiges Kompliment, und begleitete sie mit seinen Blicken, — bis sie völlig ins Haus hinein war.

Von dieser Minute an verlohr sich sein Bild nicht wieder aus ihrer Seele. Immer schwebte er ihr vor Augen, und je öfter sie an ihn dachte, desto unruhiger wallte ihr Herz empor. Unwillkührlich forschte ihr Auge nach ihm, wenn sie ausgieng, oder nur zum Fenster hinaus blickte. Aber vergebens — in Magdeburg bekam sie ihn nicht wieder zu sehen. Das wärmste Andenken an ihn nahm sie jedoch mit nach Hause, und unauslöschlich blieb sein Bild in ihr Herz gegraben.

Acht Tage ungefähr waren nach ihrer Rückkunft in das Haus ihrer Eltern verflos-

sen,

sen, als sich eines Abends der Edelmann des Dorfs, mit welchem der Pfarrer in guter Freundschaft lebte, zum Besuch bey ihm einfand. Er brachte einen Fremden mit, der einen grünen Reitrock trug und sonst wie ein Jäger gekleidet war. Dieser Mann gab sich für einen königlichen Jagdbedienten aus dem Preußischen aus, welcher die Absicht habe, bey seinem Freunde, dem Edelmann, sich auf einige Wochen zum Besuch aufzuhalten. Kaum aber hatte ihn Elisabeth gesehen, so erkannte sie niemand anders in ihm, als den Husaren-Offizier, dessen Anblick in Magdeburg einen so starken Eindruck auf sie gemacht hatte. Da sie nicht anders vermuthen konnte, als daß unter dieser Masque irgend eine geheime Absicht verborgen seyn müsse, so ließ sie sich nichts von ihrer Entdeckung merken, und betrug sich so gegen den angeblichen Jagdbedienten, daß auch er nicht einmal vermuthen konnte, von ihr erkannt worden zu seyn.

Inzwischen wußte er sein Betragen so gut einzurichten, alles war so gesetzt, aber auch zugleich so einnehmend an ihm, daß der Pfarrer und seine Frau ihn gar bald lieb gewannen. Laut erhoben sie ihre Stimmen zu

seinem

seinem Lobe, als er wieder fort war, und beym Abschiede ersuchten sie ihn mit vieler Wärme, seinen Besuch, so lange er sich im Dorfe aufhielte, ja recht oft zu wiederholen. Hauptsächlich aber war die Frau Pfarrerin von ihm eingenommen.

„Ich weiß nicht,

sagte sie,

„warum mir dieser Mann gleich auf den
„ersten Anblick so ganz ausnehmend gefiel.
„Gewiß, er hat etwas so insinuantes an
„sich, und spricht mit so vielem Verstan-
„de, daß er einem ordentlich das Herz
„stiehlt.

Der Pfarrer war gleichfalls ihrer Meinung. Elisabeth aber empfand die Wahrheit von des Fremden Herzstehlenden Eigenschaften, so tief in ihrem Herzen, daß sie sich unmöglich enthalten konnte, in sein Lob mit einzustimmen, ungeachtet sie sich fest vorgenommen hatte, ihre wahre Neigung zu ihm, so viel nur möglich, zu verbergen.

Den Tag drauf wurden der Pfarrer, seine Gattin, und Elisabeth auf den Hof zu

Gäste geladen, und hier fand denn unser Jäger die beste Gelegenheit, sich recht oft und viel mit der Elisabeth zu unterhalten. Je näher sie sich nun kennen lernten, desto heftiger wurden auch beyde in einander verliebt, ob sie sich gleich noch nicht das mindeste von ihrer Neigung für einander gestanden hatten.

Der folgende Tag vergieng, ohne sich wieder sprechen zu können, und dieser Tag war für beyde Liebende eine Ewigkeit. Doch an dem hierauf folgenden Tage bat unser Pfarrer den Edelmann und seinen Freund wieder zu Gaste, und Elisabeth hatte noch nie einen vergnügteren Tag gehabt, als diesen.

Seitdem kam der Fremde alle Tage, wenigstens auf einige Stunden zum Pfarrer, und je öfter er seinen Besuch wiederholte, desto mehr gewann er in der Zuneigung der ganzen Familie. Lange schon hatten nun beyde Liebende sich nach einer geheimen Unterhaltung, und nach dem lauten Geständnisse ihrer Liebe für einander gesehnt. Im Hause des Pfarrers war die Gelegenheit dazu nicht zu finden; denn er und seine Gattin hatten den Fremden so lieb, daß sie ihn keine Minute verließen,

ließen, wenn er sich zugegen befand. Man suchte sie also auswärts, und dies gelang ihnen besser.

Elisabeth hatte von ihrem Liebhaber selbst gehöret, daß er früh Morgens bisweilen auf die Jagd gienge. So gar die Wege, welche er dann zu gehen pflege, nennte er ihr, ohne daß jemand anders, als sie selbst die wahre Absicht davon errieth. Jetzt machte sie sich nun eines Morgens auf das Feld, und betrat nicht ohne allerhand bängliche Empfindungen einen derjenigen Wege, welche ihr der Geliebte ihres Herzens genannt hatte.

Es war einer der schönsten Herbstmorgen. Heiter und Wolkenleer strahlte der Himmel vom Abglanz der eben aufgehenden Sonne. Sanft und angenehm war die Kühlung der Luft, und alles in der Natur athmete Wonnegenuß. Im tiefen Traume ihrer mannichfach durch einander sich kreuzenden Phantasien wandelte unsere Schöne dahin, als auf einmal, und wie abgeredet, der Mann vor ihr stand, den ihr Auge eben erst zu suchen begann. Er bot ihr einen guten Morgen, küßte ihr die Hand, und bezeigte sein Vergnügen

gen darüber, daß er sie hier so ganz unerwartet fände, ehe sie selbst, noch nur einige unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte. Da standen sie dann beyde vor einander, sahen sich in die Augen, und — ihre Worte starben vor ihren Empfindungen, so viel sie sich auch zu sagen vorgenommen hatten. Endlich nahm der geliebte Jäger das Mädchen am Arm, und bat um Erlaubniß, sie ein wenig begleiten zu dürfen.

„Ich habe längst die Gelegenheit gesucht,

setzte er hinzu,

„mit Ihnen, meine Theuerste, einige Wor„te allein zu sprechen. Wie froh bin ich „nun, daß es mir endlich einmal gelungen „ist! —

Elisabeth antwortete nichts darauf, aber ihr Auge, das er sorgfältig beobachtete, gab ihm die deutlichste Erlaubniß, fort zu fahren. Er that es in diesen Worten:

„Wenn Sie mich nicht ganz übersehen ha„ben, meine Theuerste, so können Ihnen „die Empfindungen meines Herzens für „Sie nicht unbekannt geblieben seyn, und „indem

„und indem ich Sie meiner vollkommensten „Hochachtung und Liebe versichere, so glau„be ich, werden Sie solches blos als Be„stätigung meines bisherigen Betragens „gegen Sie annehmen. Auch von Ihnen, „wenn ich nicht ganz irre, darf ich wohl „einige Achtung für mich erwarten. Wohl„an! Lassen Sie uns deutlicher mit einan„der sprechen. Ich habe nicht umsonst „Bekanntschaft in dem Hause Ihres Va„ters gemacht — kurz, ich liebe Sie; — „meine Absichten sind die redlichsten, und „— ich wünschte nun ganz zu wissen, „woran ich mit Ihnen bin.

Gern hätte ihm Elisabeth — die Wahrheit zu reden — schon auf diese seine erste Erklärung Herz und Hand zugesagt, wäre nicht der Umstand, daß sie noch gar nicht einmal wußte, wen sie in ihrem Liebhaber eigentlich vor sich sahe, ihrer weiblichen Delicatesse so zu statten gekommen, daß sie ihm antworten konnte:

„Wenn ich meine Hochachtung für Sie „leugnen wollte, so müßte ich meinen ei„genen Empfindungen widersprechen. Aber „— sagen Sie selbst — was kann ich mehr

„für einen Mann thun, der sich mir und „meinen Eltern blos unter einer Masque „zeigt?

E. Gut! meine Beste! das habe ich nur wis„sen wollen, ob Sie mich erkannt haben. „Es ist wahr, ich bin derjenige Husaren„Offizier, der in der Kirche zu Magdeburg „das Glück hatte, zuerst Sie zu sehen, „und von Ihnen bemerkt zu werden. We„nig Mühe kostete michs, Nachrichten von „Ihnen, und Ihrem Stande einzuholen. „Da der hiesige Ritterguts-Besitzer mein „Freund ist, so ward es mir leicht, mich „unter dieser Masque in drm Hause Ih„res Vaters bekannt zu machen: denn als „Husaren-Offizier glaubte ich es so weit „nicht bringen zu können. Ich fürchtete „das Vorurtheil, das der geistliche Stand „gemeiniglich gegen den meinigen hegt. „Nun aber hoffe ichs bey Ihren Eltern so „weit gebracht zu haben, daß ich damit „hervortreten darf. Ich bin Rittmeister, „habe eine Kompagnie, und bin im Stan„de, mich und mein liebes Weib, durchs „eheliche Leben glücklich zu machen. Und „nun — meine Erwählte! sprechen Sie

„das

„das Urtheil über mich aus! ich bin be„reit, noch heute mit Ihren Eltern zu „reden.

Sie. Mein Herz gehöret Ihnen, Herr Ritt„meister, der erste Augenblick, da ich Sie „sah, wandt' es Ihnen auf ewig zu. Aber „ach! — so gewiß Sie sich auch der Gunst „meiner Eltern versichert haben, so schwer „wird es uns doch fallen, sie zur Erfül„lung unserer Wünsche zu bewegen.

E. Und warum, theuerstes Mädchen? glau„ben Sie, daß ich mich durch einige klei„ne Bedenklichkeiten werde abweisen „lassen? Ich werde ihre Herzen, mit dem „ganzen Feuer meiner Liebe bestürmen, und „— sind sie dennoch unbeweglich — nun „dann bleiben Sie im geheim meine Ein„zige, und die erste günstige Gelegenheit, „die sich findet, liefert Sie in meine Arme.

Elisabeth erzählte hierauf ihrem Liebhaber den Umstand, daß ihre Eltern sie schon an den Magister Waldauer versprochen hätten, und für diese Parthie sehr eingenommen wären. Der Rittmeister erschrack zwar ein wenig über diese Nachricht: denn er wußte

wohl, daß, bey der Tochter eines Geistlichen, ein Pfarrer für ihn ein sehr fürchterlicher Nebenbuhler sey.

Doch als Soldat scheute er keine Schwierigkeiten; entweder siegen oder sterben, das war im Felde sein Losungswort: Und dies wandt' er itzt auch auf die Liebe an. Es wurde beschlossen, sogleich mit den Eltern seiner Geliebten zu sprechen.

Elisabeth that ihm das Versprechen, sein Ansuchen durch ihre Bereitwilligkeit zu unterstützen. Sie bekannte ihm ihre Liebe. Ein warmer Kuß besiegelte dies Bekenntniß. Dann trennten sie sich, und giengen jedes ihren besondern Weg nach Hause, — der Rittmeister voll Entzücken über die Hoffnung bald am Ende seines Ziels zu seyn. Elisabeth aber nicht ohne Gefühl einer bänglichen Ahndung vor dem Ungewitter — das wirklich schon über ihrem Haupte schwebte.

Sie fand, wie sie in die Wohnstube trat, zu ihrer nicht geringen Bestürzung, den Magister Waldauer gegenwärtig, welcher eben erst angekommen war. Die Absicht seines Daseyns war keine andere, als seine Heiraths-

sache

sache mit Elisabeth vollends richtig zu machen. Er hatte sie auf dem Felde mit dem Rittmeister sehr vertraulich gehen sehen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Die Erscheinung kam ihm bedenklich vor. Er fragte die Eltern darnach, und — sie konnten leicht auf den fremden Jäger rathen. So lieb ihnen der Mann auch war, so mochten sie doch durch ihn, Waldauern von ihrer Tochter nicht verdrängen lassen.

Von der Mutter bekam also Elisabeth, als sie nach Hause kam, ein ziemlich scheeles Gesicht; der Vater hingegen war zwar etwas freundlicher, eröffnete ihr aber doch sogleich, daß Magister Waldauer heute das Jawort von ihr erhalten müsse.

Unerwarteter, und ungelegener hätte dem guten Mädchen nichts kommen können, als dieser Vortrag. Sie bat, ihr nur noch einige Wochen Zeit zu lassen, um zu versuchen, ob sie ihre Abneigung vor dieser Heirath überwinden könne? Aber kaum hatte sie ihre Bitte gethan, so wurde solche von der Mutter mit spitzigen Reden und mit allerhand Anspielungen auf die angenehme Gesellschaft beantwortet, von welcher sie eben hergekommen,

men, und welche freylich einem Manne, im schwarzen Kleide weit vorzuziehen sey. Der Vater hingegen verlangte geradezu sogleich Gehorsam gegen seine Befehle.

Und wirklich wäre es fast zu hitzigen Debatten zwischen Vater, Mutter und Tochter gekommen, hätte nicht Magister Waldauer selbst sich der Elisabeth noch angenommen. Er erklärte, daß er nicht darum gekommen sey, um das Jawort von ihr erpressen zu lassen; vielmehr verabscheue er allen Zwang dabey, und würde es gerne sehen, wenn ihr die gebetene Frist zugestanden würde; denn er hoffe gewiß durch Beständigkeit und Treue, ihre Abneigung von ihm noch zu besiegen.

Waldauers Ausspruch hatte bey unsern Pfarrleuten die Kraft eines Orakels. Er stellte den Frieden wieder her, und es wurde vor der Hand weiter nichts von der Sache gesprochen. Nach Mittag kam der Rittmeister. Er durfte sich nur sehen lassen; so war die Frau Pfarrerin auch schon wieder mit ihm ausgesöhnt, ob sie ihn gleich mit Recht im Verdacht hatte, daß er das Herz ihrer Tochter allerdings noch weiter als sonst von Waldauern

entfernt habe. Und so ließ ihm auch dieser vernünftige junge Geistliche Gerechtigkeit wiederfahren; er war demüthig genug sich selbst im geheim zu gestehen, daß, im Fall jener wirklich Absichten auf Elisabeth hätte, diese nicht zu verdenken sey, wenn sie ihm den Vorzug einräume.

Magister Waldauer blieb da bis auf den Abend: der Rittmeister konnte also diesen Tag seinen Antrag noch nicht vorbringen. Den andern Morgen aber war er zu rechter Zeit wieder da, und — ganz unbeschreiblich überraschte er den Pfarrer und seine Gattin, als er Ihnen nun seinen Stand und seine Absichten auf Elisabeth eröffnete.

Man überhäufte ihn mit Komplimenten, sprach von unverdienter Ehre, die er der Familie durch seinen Antrag erwiese, bedauerte aber, daß man sich derselben nicht theilhaftig machen könne, weil Elisabeth schon an den Magister Waldauer versprochen sey.

Der Rittmeister versicherte, seine Geliebte habe ihm bereits ihr Wort gegeben, und ihm selbst gestanden, daß sie dem jungen Geistlichen niemals ihre Hand geben werde.

Nun holte man die Elisabeth herbey und — öffentlich trat sie auf des Rittmeisters Seite. Aber alle Vorstellungen und Bitten an die Eltern wurden vergebens verschwendet. Es blieb dabey, daß man die angetragene Ehre verbitten müsse: denn — die Frau Pfarrerin hatte sich nun einmal vorgenommen, ihre Tochter nicht außer dem geistlichen Stande zu vergeben.

Die Unterhandlung zerschlug sich also, und der Rittmeister gieng weg, ohne eine weitere Erklärung von sich zu geben, als daß er hoffe, sie würden sich über die Sache noch besinnen, und — ihr Entschluß würde vielleicht doch noch nach seinem Wunsche ausfallen: Elisabeth hingegen betrug sich so bey der Sache, wie man es von ihrem Verstande, und von ihrer Erziehung erwarten konnte. Sie brauste nicht auf, wurde nicht liebekrank, gerieth nicht in Verzweiflung, widersprach nicht heftig dem Willen ihrer Eltern, sondern wartete den Ausgang der Sache mit Standhaftigkeit und Ergebung ab. Sie und ihr Geliebter beschlossen, die guten Eltern auf keine Weise zu übereilen: Der Rittmeister aber setzte inzwischen seine Besuche fort, als ob noch

alles

alles auf dem alten Fuß stünde, und so blieb auch seine Aufnahme im Hause noch die vorige. Acht Tage waren vergangen, und — er hatte noch mit keiner Sylbe seinen Antrag wiederholet. Endlich geriethen der Pfarrer und seine Gattin gar auf die Gedanken, er habe unfehlbar ihren Gründen nachgegeben, und sich vielleicht vorgenommen, dem Magister Waldauer nicht weiter in Weg zu treten.

Nun traf sichs, daß um dieselbe Zeit, eines Abends, schon in der Dämmerung, Elisabeth von einem benachbarten Dorfe, wo sie zum Besuche gewesen war, zurück kam. Auf dem Wege nahe bey ihrer Heimath, holte sie einen Bettler ein, der an der Straße unter einem Baume lag, und vor Mattigkeit nicht weiter fortkommen zu können schien. Alt und zerrissen waren zwar seine Kleider; aber auffallend kam ihr doch die ungewöhnliche Reinigkeit seiner Wäsche vor. Blaß und elend war sein Gesicht; aber heiter und zufrieden seine Mine. Er hatte nur ein Auge, und aus der Krücke, die er neben sich liegen hatte, schloß Elisabeth, daß er lahm sey. Vermöge ihres mitleidigen Herzens, jammerte sie der Zustand des Alten.

„Was macht Ihr hier guter Freund?

rief sie ihm zu,

„Ihr könnt wohl nicht weiter fort?

Der Alte betrachtete sie mit Thränenvollen Augen, und antwortete:

„Ach! ja wohl.

Elisabeth trat näher auf ihn zu, und fragte ihn, wer er sey?

„Ich bin ein armer abgedankter preußischer
„Soldat,

antwortete er,

„und habe nun seit langen Jahren mein
„Brod vor den Thüren suchen müssen.
„Ich sehe nur auf dem einen Auge; das
„eine Bein ist mir im Kriege zerschossen
„worden. Das Alter fängt mich an zu
„drücken, und meine Natur ist von vielen
„Strapazen geschwächt.

E. Ihr guter armer Mann! ihr habt ein ehr-
„liches offenes Gesicht. Kann ich euch
„etwa mit einer kleinen Gabe dienen?

Sie zog ihre Börse hervor, und reichte ihm ein Viergroschenstück hin. Lächelnd aber antwortete der Alte:

„Das

„Das brauche ich Gottlob itzt nicht, mei-
„ne liebe Mamsell! geben Sie es einem
„Dürftigern als ich bin!

Elisabeth stutzte, und wunderte sich.

„Womit kann ich euch denn sonst dienen?

fragte sie wieder,

„wenn ihr kein Geld braucht; seyd ihr et-
„wa hungrig? kommt mit mir nach Hau-
„se! ich will euch etwas zu essen und zu
„trinken geben.

„O! Sie sind gar zu gütig;

versetzte der Bettler nun,

„ich wäre wohl auch hungrig und durstig;
„nur kann ich vor Mattigkeit nicht mehr
„gehen, und — Gott weiß, wo ich diese
„Nacht bleiben soll?

„Es ist zwar hier eine Schenke im Dorfe,

antwortete Elisabeth,

„aber, wenn ihr so ehrlich seyd, als ihr
„aussehet, so dächt' ichs fast bey meinen
„Eltern zu verantworten, wenn ich euch
„erlaubte, bey uns in der Gesindestube zu
„bleiben.

Der

Der Bettler aber sagte:

„Nein, meine gute Mamsell! einen frem„den Mann — einen Bettler sogar behält „man nicht sogleich bey sich. Aber — „das muß ich sagen — Ihr mitleidiges „Herz entzückt mich. Dort in jenem Dor„fe wollten sie mich nicht einmal in der „Schenke behalten. Sie jagten mich fort, „ungeachtet sie meinen elenden Gang mit „ansahen. Vielleicht kann ich die Schen„ke in Ihrem Dorfe noch erreichen, und „dann bitten Sie nur für mich vor, daß „die Leute barmherziger gegen mich sind. „Weiter bitte ich Sie um nichts. Itzt „aber sagen Sie mir noch das, wer Sie „sind? und wer Ihre Eltern sind?

Elisabeth berichtete ihn hierüber; und — fing beynahe an, sich ein wenig darüber zu wundern, daß dieser Bettler sie über die Umstände ihrer Eltern so genau ausfragte. Oft standen ihr sogar die Thränen in den Augen, und Seufzer drängten sich aus seiner Brust hervor, wenn er sie ansah. Endlich versprach ihm Elisabeth, ihm einen Mann zuzusenden, der ihn bis in die Schenke führen solle, und — eben wollte sie weiter gehen,

als — auf einmal der Rittmeister neben ihr stand.

Er hatte sie von weiten gehen gesehen, und kam jetzt, sie vollends nach Hause zu begleiten. Der Bettler schien über das Daseyn dieses Mannes — ohne daß man die Ursache davon begreifen konnte — in das größte Erstaunen zu gerathen. Elisabeth sagte ihrem Liebhaber, was zwischen ihr und diesem armen Manne vorgefallen war, und der Rittmeister ermangelte nicht, ihr mitleidiges Herz dabey zu rühmen.

Ganz außerordentlich aber schien der Bettler bewegt. Seine Augen traten von neuem voll Thränen, und wie der Rittmeister und Elisabeth ihn verlassen wollten; so bat er den erstern um die Gnade, ihm einen Ort zu bestimmen, wo er des andern Tages, über eine äußerst wichtige Angelegenheit mit ihm sprechen könne. Beyde Liebende wußten kaum mehr, was sie von diesem Manne denken sollten. Sie verließen ihn endlich mit dem Versprechen, es ihm sagen zu lassen, wo ihn der Rittmeister den andern Tag sprechen wolle.

Als sie nach Hause kamen, erzählten sie den alten Pfarrleuten ihr Abentheuer, und diese konnten eben so wenig begreifen, was es mit dem sonderbaren Bettler für eine Bewandniß haben müsse.

Indessen hatte ihn Elisabeth durch einen von ihres Vaters Dreschern in die Schenke bringen lassen; und mit Bewilligung ihrer Mutter schickte sie ihm auch den Abend noch eine gute Portion Essen zu.

Als ihn aber des andern Morgens der Rittmeister zu sich auf den Hof fordern ließ, brachte der Bediente die Nachricht zurück, der fremde Mann sey diese Nacht sehr gefährlich krank werden, er ließe aber den Herrn, den er gestern gesprochen habe, um seiner eigenen Glückseligkeit willen, bitten, so bald als möglich selbst zu ihm in die Schenke zu kommen. Der Rittmeister gieng hin, fand den Bettler in einer besondern Kammer, und in einem sehr guten reinlichen Bette. Anfänglich schrieb er dieses lediglich der Großmuth des Wirths zu, hörte aber bald zu seinem Erstaunen, daß der Kranke diese Bequemlichkeit schon mit einem Louisd'or vergütet hätte. Die Muthmaßung, daß unter der Gestalt dieses Bettlers

lers ein weit wichtigerer Mann verborgen seyn müsse, war schön längst sein Gedanke gewesen; jetzt reifte er in ihm fast bis zur Gewißheit.

In der That traf er den Mann sehr krank an. Kaum aber hatte er die gewöhnliche Nachfrage nach seinem Befinden gethan, und nach der Ursache, warum er ihn zu sprechen verlangt habe, sich erkundiget, so trat auch Elisabeth, nach welcher der Bettler in geheim geschickt hatte, herein. Er stellte sich aber, als ob sie nur von ungefähr dazu komme.

„O, das ist sehr gut liebe Mamsell,

sagte er,

„daß Sie mir gerade jetzt weil dieser Herr „eben hier ist, die Güte erweisen, mich zu „besuchen. Ich habe Ihnen beyden et„was zu eröffnen, was Ihnen zwar höchst „unangenehm, aber doch um Ihrer eige„nen Ruhe willen, zu wissen sehr noth„wendig ist.

Beyde waren voll großer Erwartung, und nicht ohne ängstliche Besorgnisse für ihre Liebe Ihre Ahndung hatte Grund.

„So viel ich gestern gleich auf den ersten
„Augenblick an Ihnen bemerkte,

fuhr der Bettler fort,

„stehen Sie in einer sehr zärtlichen Verbin-
„dung zusammen. Verzeihen Sie mir!
„Ich habe die allerwichtigste Ursache dar-
„nach zu fragen, ob ich gleich nur ein
„Bettler bin. Sagen Sie mir also ganz
„gewiß: habe ich mich geirret oder nicht?
„—

„Ihr habt euch nicht geirret,

antwortete der Rittmeister,

„ich werde dieses Frauenzimmer heirathen.
„—

Hier faltete der Alte seine Hände, hob seine Augen gen Himmel, und rief:

„O ich danke dieser, allweiser und allgü-
„tiger Gott, daß du mir den Gedanken
„und die Kräfte dazu gabst, vor meinem
„Hinscheiden, noch diese Reise hieher zu
„thun!

Darauf ergriff er des Rittmeisters Hand, und sagte:

„fassen

„Fassen Sie sich, Herr Rittmeister! —
„Sie können dieses Frauenzimmer nicht
„heirathen!

„Wie! — nicht heirathen? —

fragte mit Zittern der Offizier,

„und warum? — wie kömmst du dazu
„Alter, dieses schreckliche Urtheil über un-
„sere Liebe auszusprechen? —

Elisabeth bebte an allen ihren Gliedern, ängstlich forschte ihr Blick nach dem, was der Alte sprechen würde.

„Und warum nicht heirathen? —
fuhr der Rittmeister mit Fragen fort.

Voll Mitleid blickte der Bettler nach Elisabeth, und antwortete:

„Sie sind Geschwister! —

Heftiger kann selbst die Nachricht des nahen Todes den gesunden, ruhig dahin schlummernden Sterblichen nicht erschrecken, als diese drey Worte, die Herzen unserer Liebenden erschütterten. Halb ohnmächtig sank Elisabeth dem Rittmeister in die Arme, und — keine Sylbe entfloß anfänglich ihrem Munde. — Ihr Liebhaber aber sagte zum Alten:

„Woher weißt du dieses schreckliche Ge„heimniß? Alter! — Rede! beweise dein „Vorgeben! — denn du raubst uns un„sere ganze Glückseligkeit.

Noch schwieg der Geheimnißvolle, um den beyden Liebenden Zeit zur Erholung zu lassen: denn ihr Zustand jammerte ihn so sehr, daß ihm bittere Thränen entquollen.

„Es ist nicht möglich,

rief Elisabeth aus,

„Du lügst alter Schreckensmann! meine „Eltern haben nie einen Sohn gehabt, und „beyde sind sonst nicht verheirathet ge„wesen.

„Wie kann ich also ihr Sohn seyn? —

setzte der Rittmeister hinzu;

Der Bettler aber faßte noch einmal seine Hand, drückte sie mit vieler Wärme, und antwortete:

„Jetzt müssen Sie alles wissen. Die Mut„ter dieses jungen Frauenzimmers hatte „einen Sohn, ehe sie heirathete, und die„ser Sohn — sind Sie.

Elisabeth brach in Thränen aus: denn ihre schönsten Hoffnungen sanken ins Grab. Der Rittmeister aber fuhr fort zu fragen:

„woher weißt du das Alter? — und —
„wer war mein Vater? —

„Dein Vater? —

versetzte mit einem tiefen Seufzer der Bettler,
„Dein Vater — das bin ich.

„Wie? Ihr, mein Vater? —

rief der erstaunte Rittmeister,
„Welche Vermessenheit! — —

Doch — ja! es kann seyn — ich besinne mich auf manches. —

B. Ich bin es gewiß, und — sogleich will „ich dich davon überzeugen. Ist dein „Name nicht Joseph Stern?

R. So heiße ich.

B. Stern ist auch mein Name, und — ei„nige Stunden weit von hier, zu Holle„ben, mußt du mit diesem Namen im Kir„chenbuche stehen. Warst du nicht bis in „dein vierzehntes Jahr auf dem Waisen„hause zu Berlin?

R. Ganz richtig. Man sagte mir dort, daß „ich der Sohn eines armen, bey Kollin „gebliebenen, Musquetiers sey.

B. Der Musquetier war ich. Ich selbst ha„be dich dahin gebracht. Und dann, nahm „dich nicht ein gewisser Husaren-Obrister „zum Bedienten an? —

R. Ja!

B. Machte er dich nicht hernach, wegen dei„nes schönen Ansehens, und deiner guten „Aufführung, erst zum Husaren, und „dann zum Fahnjunker? —

R. Allerdings.

B. Wurdest du nicht nach drey Jahren Offi„zier? — und bekamst du nicht das Geld „zur Equipage von unbekannter Hand zu„geschickt?

R. Alles wahr. Ich glaubte der König, „dessen Gnade ich mir zu erwerben gewußt „hatte, hätte mir solches gegeben, ohne es „mir wissen zu lassen. Und ich habe ihm „durch meinen Dienst, meinen Dank da„für gezollt.

B. Daran hast du recht gethan: denn ohne „die besondere Gnade des Königs, wärst

„du

„du jetzt noch gemeiner Husar. Aber an „der Equipage war er unschuldig. Ich „selbst habe dir das Geld dazu geschickt, „und — nur dein Obrister wußte das Ge„heimniß. —

R. Nun wird mir alles klar.

B. Hat dir der Banquier N. zu Berlin nicht „alle Monate, bis du Rittmeister wurdest, „einen Zuschuß von vier Thalern ausge„zahlet?

R. Wohl hat er das. Aber, ich glaubte, „auch das käme vom König.

B. Es kam von mir.

R. Aber, lieber Vater! — denn ich zweife„le nun keinen Augenblick mehr daran, daß „Ihr es wirklich seyd — darf ich fra„gen, wo habt Ihr wohl dieses Geld alle „hergenommen? — waret Ihr sonst reich „— und wodurch seyd Ihr arm worden, „und in diese elenden Umstände gerathen? „—

B. Reich war ich niemals. Doch sind auch „meine Umstände nicht so elend, als sie aus„sehen, und das, was ich dir gab, und „noch besitze, habe ich durch rechtmäßige

„Mittel gewonnen. Bald sollst du das „genauer erfahren. Jetzt aber geht, und „unterrichtet vor allen Dingen eure Mut„ter davon, oder — ruft sie selbst her zu „mir, wenn Ihr es für besser findet! ich „fühle, daß ich nicht lange mehr leben „werde, und — vor meinem Tode muß „ich mich ihr noch entdecken. Euer eige„nes Wohl hängt davon ab.

Mit beklemmten Herzen hörte Elisabeth diese Entdeckung mit an. An Standhaftigkeit und Stärke der Seele hatte es ihr noch bey keinem Vorfalle ihres Lebens gefehlet. Hier aber wurde sie von der allerschmerzhaftesten Seite angegriffen; sie verlohr ihren Geliebten, und — ohne ihn war ihr Herz öde und leer. Doch sie faßte sich so gut sie konnte, und überlegte mit dem Rittmeister, wie man der Mutter wohl diese Entdeckung am besten, und ohne daß die Sache Aufsehen mache, beybringen könne. Endlich wurden sie einig, daß Elisabeth sie auf den Abend mit zu dem alten Stern bringen, und der Rittmeister ebenfalls wieder gegenwärtig seyn solle.

Es geschah; die Frau Pfarrerin erfuhr anfangs weiter nichts von der Sache, als daß der arme Mann, dessen Elisabeth sich angenommen habe, sie als Mutter von seiner Wohlthäterin vor seinem Ende auch noch gerne kennen lernen wolle. So bald sie aber nebst Elisabeth in die Kammer trat, wo er lag, und sich dem Kranken näherte, schlug sie voll Erstaunen die Hände zusammen, und rief:

„Ach, Himmel! dies Gesicht kenne ich, „— so sehr es auch von Alter und Krank„heit entstellt ist, — das ist ja Stern, „mein alter geliebter Stern. —

„Desto besser,

rief der Alte ihr entgegen,

„daß Sie ohne weitere Erklärung mich „kennen. Wären Ihnen aber auch durch „die Länge der Zeit meine Gesichtszüge „ganz unkenntlich geworden, so müßte Sie „doch dieser Ring, den Sie mir vor sieben „und dreyßig Jahren bey unserer Tren„nung gaben, völlig überzeugen, daß Sie „jetzt den nur in Ihrer Liebe glücklich ge„wesenen Stern vor sich sehen.

Er gab ihr den Ring aus seiner Schreibetafel, sie erkannte ihn, und dankte dem ehrlichen Stern für das warme Andenken, das er noch für sie übrig behalten hatte. Dann war es ihr erstes, nach ihrem Sohne zu fragen.

„Hier steht er!

antwortete der Kranke,

„gieb ihm deinen mütterlichen Seegen! er
„macht uns Ehre. —

Der Rittmeister war ausdrücklich zu dieser Scene mit bestellet worden. Er schloß die erstaunte Mutter in seine Arme, that ihr die zärtlichsten Versicherungen seines Vergnügens über diese glückliche Entdeckung ihrer Verwandtschaft, und bat um ihre mütterliche Liebe.

Kaum wußte die gute Pfarrerinn mehr ob sie wachte oder träumte. Sie fühlte eine unnennbare Zärtlichkeit für den Rittmeister in ihrem Herzen, und — so lange sie ihn kannte, hatte sie solche schon gefühlt. Nur der Zusammenhang der Sache und wie sich alles so glücklich gefügt hatte, dieß blieb ihr unbegreiflich, bis der Rittmeister selbst ihr

seine

seine ganze Geschichte, und wie sein Vater und er einander erkannt hätten, erzählte.

Sie stand noch immer da, und konnte vor Verwunderung kaum zu sich selber kommen: denn sie hatte ihren Liebhaber längst für todt gehalten. Selbst ihren Sohn hatte sie nicht mehr unter den Lebendigen gesucht, weil ihr in so langer Zeit keine Nachricht von seinem Daseyn war gegeben worden.

Hier nahm endlich der Alte wieder das Wort, und sagte:

„es ist nun die höchste Zeit, daß ich euch „eine vollständige Nachricht von mir und „meinen Umständen gebe, weil mir Gott „die Kräfte dazu noch gelassen hat. Der „Tod möchte mich sonst übereilen: denn „ich fühle ihn schon in meinem ganzen We„sen. — Und so höret mich dann: — „Nach der Schlacht bey Kollin rechnete „man mich unter die Todten. Man war „auch wirklich schon im Begriff, mich als „einen Todten vom Wahlplatze hinweg zu „tragen: denn es war mir ein Bein abge„schossen; eine Musquetenkugel hatte mich „des einen Auges beraubet, und ein Sä-

 „belhieb

„belhieb mich gefährlich am Halse bleßirt.
„Da ich aber noch einige Zeichen des Le-
„bens von mir gab, so ließ man mich ver-
„binden, und brachte mich ins Lazareth. Ich
„kam mit dem Leben davon, und wurde zwar
„kurirt, hatte aber itzt nur noch ein Bein,
„und ein Auge, und — war zu nichts
„mehr nütze, als zum Betteln.

„Man hatte österreichischer Seits ver-
„gessen, mich mit unter die Gefangenen
„zu setzen: ich wurde also nach dem Frie-
„den auch nicht mit an die Preußen über-
„geben, sondern mußte mit meiner Krücke
„und meinem Bettelstabe den Marsch in die
„weite Welt antreten. Lange Jahre trieb ich
„mich nun in kaiserlichen Landen umher und
„blieb besonders in Wien eine geraume Zeit.
„Meine elenden Umstände erweckten jeder-
„manns Mitleid. Die Gaben, die ich er-
„hielt, fielen also immer noch einmal so
„reichlich aus, als für andere: Man dach-
„te gar nicht daran, mir als einem im
„Kriege unglücklich gewordenen das Bet-
„teln zu verbieten. Kurz, ich konnte nicht
„nur sehr bequem dabey leben, sondern
„ich sammelte mir auch noch eine ansehn-
„liche Baarschaft.

Doch,

„Doch, itzt wurde das Verlangen in mir „rege, mich auch einmal nach meinem Soh„ne umzusehen. Ich wendete mich also wie„der ins Preußische, und erfuhr sogleich auf „dem Waisenhause, daß du eben zu dem „Husaren-Obristen gekommen seyst. Als „ich mich nun auch bey meinem ehmali„gen Regimente meldete, und um Pensi„on anhielt, bekam ich zwar meinen Ab„schied; das Pensionsgesuch aber wurde „mir abgeschlagen. Doch erhielt ich die „Erlaubniß, das Betteln ungestört fort„setzen zu dürfen. Im Preußischen aber „war damit nicht viel zu machen. Da „ich also dich, meinen Sohn, versorgt „sahe, so wendete ich mich ins Reich, und „in die Niederlande. Dort sammelte ich „mir noch einen schönen Thaler Geld, „und dann gieng ich wieder nach Berlin. „Ich kam gerade dahin, als du Offizier „werden solltest: denn durch den Banquier „N. welchem ich mich entdeckte, und der „meine Gelder in Verwahrung nahm, er„fuhr ich alles, was mit dir vorgieng. „Dieser Mann that mir nun zwar den „Vorschlag, mich in Ruhe zu setzen, und „nunmehr von dem Vermögen, das ich

„mir

„mir gesammelt hatte, zu leben. Aber „ich hatte mir einmal vorgenommen, dir, „meinem Sohne auch nach meinem Tode „etwas zu hinterlassen: denn ich liebte „dich von Grund meiner Seele. Und weil „ich denn meine bisherige Lebensart ein„mal gewohnt war, so hatte ich auch auf „einer Stelle keine Ruhe mehr. Ich wen„dete mich also nun nach Niedersachsen, „und dann wieder in die obersächsischen Lan„de. Als ich endlich nach vielen Jahren mit „einem gespickten Beutel abermals wieder „nach Berlin kam, fand ich dich als Pre„mier-Lieutenant, und hatte das Ver„gnügen, dich bald darauf zum Rittmei„ster empor steigen zu sehen. Von dieser „Zeit an, bis itzt, bin ich nun aus dem „Preußischen nicht wieder hinweggekom„men. Fast alle Tage habe ich dich, „meinen Sohn gesehen. Ja! ich bin „so gar oft an deiner Thür betteln gewe„sen, und es freute mich allemal, wenn „du mir einen Groschen herausschicktest.

Der Rittmeister besann sich nun wohl noch darauf, daß er den Bettler mit einem Beine bisweilen gesehen hatte. Weil es aber der,

dergleichen Leute mehrere gab, so hatte er das Gesicht des Alten nicht so genau bemerkt, um ihn hier gleich wieder zu erkennen.

Inzwischen zog nun Stern seine Schreibetafel wieder hervor, nahm zwey holländische Wechsel heraus, und sagte:

„mein Testament ist in wenig Worten „gemacht. Hier, mein Sohn, hast „du einen Wechsel, der das meiste von „meiner Verlassenschaft enthält; das übri„ge nehmen Sie, meine alte Freundin, „zum Andenken an mich hin, und sorgen „Sie dafür, daß ich hier als ein ehrlicher „Mann begraben werde.

Beyde Wechsel enthielten ansehnliche Summen. Den Rittmeister und seine Mutter aber rührte diese Handlung des Vaters so ausnehmend, daß sie nur mit wenig Worten ihre Dankbarkeit gegen ihn ausdrücken konnten. Die traurigste Rolle dabey aber spielte Elisabeth. So viel als möglich suchte sie zwar ihren Schmerz zu verbergen, und an der Freude des Rittmeisters, und ihrer Mutter Theil zu nehmen. Aber doch war sie nicht Meisterin genug über sich selbst, um ihre peinlichen

lichen Empfindungen ganz zu unterdrücken.
Der Rittmeister schloß sie in seine Arme, nannte sie seine liebe Schwester, und gab ihr die Versicherung, daß seine Zärtlichkeit für sie durch die Entdeckung ihrer so nahen Verwandschaft an ihrer Größe auch nicht das mindeste verlohren habe.

Allein — die Liebe eines bloßen Bruders füllte doch ihr Herz nicht aus: sie hatte zu viel an dem Liebhaber verloren, um dessen Ersatz in dem Bruder wieder finden zu können.

„Und nun noch eins!

fuhr der alte Stern nach einer kurzen Erholung fort:

„von dem, was ich Ihnen hinterlasse, liebe Freundin, geben Sie die Hälfte Ihrer Tochter, zum Brautschatze mit! ich thue auch meine goldene Uhr, und meine Börse hinzu. Beydes werden Sie hier unter meinem Kopfkissen finden. Daß Sie und mein Sohn aber nun kein Paar werden können, ist mir vielleicht eben so schmerzhaft, als Ihnen selbst.

„Wohl dann!

setzte der Rittmeister hinzu,

„so

„so sey der ehrliche Waldauer ihr Mann!
„ihm allein trete ich mit einiger Zufrieden-
„heit meine Rechte als Liebhaber ab.

Ihm sowohl als der Elisabeth standen dabey die Thränen in den Augen. Die Mutter aber betrachtete tief nachdenkend sie so einige Minuten. Dann sagte sie:

„ich sehe es wohl, eure Trennung geht
„euch nahe. Gern möchte ich auch mei-
„nem Sohne den Schatz zuwenden, den
„ich ihm als einem Fremden verweigerte. —
„Wohlan dann! nehmt einander nur hin!
„mein Mann soll euren Bund durch sei-
„nen priesterlichen Seegen bekräftigen.

Beyde Verliebte sahen voll Verwunderung einander an, und begriffen nicht, was die Mutter damit sagen wollte.

„Wie können Sie das, Mutter?

fragte der Rittmeister,

„wie ist es mir möglich, meine Schwester
„zur Frau zu nehmen? —

Die Mutter lächelte, und antwortete:

„Elisabeth ist nicht deine Schwester — und
„nicht meine Tochter. —

Neues Erstaunen! neues Vergnügen! —

„Nicht meine Schwester?—

„Ich nicht Ihre Tochter? — er nicht
„mein Bruder?

„Sie also nicht Geschwister? — wie geht
„das zu? —

so fragten sie alle nach einander, und die Pfarrerin versetzte:

„Geduld! ich will euch das Geheimniß
„aufklären. Mein Mann hatte eine Schwe-
„ster, deren Ehegatte sie böslicher Weise
„verließ. Armuth und Kummer darüber
„stürzte sie ins Grab, als sie die Elisa-
„beth zur Welt gebracht hatte. Ihr un-
„treuer Gatte fand bald darauf in den
„Wellen des Meeres seinen Tod, denn er
„wollte mit nach Ostindien gehen. Da ich
„nun selbst keine Kinder bekam, so nahm ich
„dich als meine eigene Tochter zu mir.
„Um dir aber den Schmerz über den Un-
„fall deiner Eltern zu ersparen, und dein
„Herz mehr mit Liebe für mich, und mei-
„nen Mann zu erfüllen, ließen wir dich
„selbst immer bey den Gedanken, daß du
„unsere rechte Tochter seyst. Viele Leute
„wissen es zwar, daß du nur eine Ver-
„wandte von uns bist.

„Wir

„Wir sorgten aber dafür, daß du doch „niemals etwas davon erfuhrest. —

„Gebt euch also nur immer die Hände, „Kinder! — Magister Waldauer ist ein „zu guter Mann, als daß er uns unsers „Versprechens, dich ihm zur Frau zu ge„ben, nicht wieder entledigen sollte.

Die innigste Freude ergriff aller Herzen. Am lebhaftesten aber empfanden der Rittmeister und Elisabeth diese glückliche Wendung ihres Schicksals. Sie umarmten ihre Mutter, und segneten Vater Stern, daß er am Rande seines Lebens noch so zärtlich für das Glück seines Sohnes besorgt gewesen war.

Hierauf gieng die Mutter nach Hause, unterrichtete ihren Mann, welchem sie ihren Fall vor ihrer Verheirathung schon längst einmal in einer heitern Stunde entdeckt hatte, von allem, was itzt vorgefallen war, und dieser kam, den alten Stern in seinen letzten Stunden noch mit dem Zuspruch der Religion zu trösten.

Er starb den folgenden Tag, beweint von seinem Sohne, und allen denen, die ihm seinen Abschied aus der Welt noch durch ihre Liebe versüßten.

Sein Leben war eine Kette von Elend: aber das Bewußtseyn, ehrlich und tugendhaft dabey gehandelt zu haben, ließ ihm doch am Ende desselben keine Klage darüber entfallen.

Bald darauf wurden unsere Liebende durch priesterliche Einsegnung verbunden, und Magister Waldauer war selbst so großmüthig, die Trauung zu verrichten, und der Hochzeit mit beyzuwohnen.

Ein seltenes Beyspiel von Uneigennützigkeit, welches um so mehr gerühmt zu werden verdienet, je weniger das allgemeine Vorurtheil einen Geistlichen, dergleichen edelmüthigen Gesinnungen fähig hält!

Rachsucht

Rachsucht und Eifersucht.

Funfzigste Scene.

Wäre nicht das Gewissen oft der unbestechlichste Richter über die Handlungen der Großen dieser Erde; was würden manche von ihnen am Ende nicht noch für recht halten? — was würden sie sich nicht noch erlauben? — wer wäre noch für ihren Gewaltthätigkeiten sicher? —

Der Fürst von C. hatte eine überaus schöne, und tugendhafte Gemahlin. Sie war sechs und zwanzig Jahr alt, und er vierzig. Mit dem edelsten Herzen verband sie die liebenswürdigste Herablassung, und die großmüthigsten Gesinnungen mit der ausgebreitetsten Wohlthätigkeit. Sie war die erste Zierde des Hofs, und der Abgott ihres Volks.

Gleichwohl blieb ihr der Fürst nicht getreu, und seine edle Gemahlin wußte nur allzu gut seine geheimen Ausschweifungen.

So lange nun diese nicht öffentlich bekannt wurden, und ihr Gemahl sie selbst nicht dabey zu vernachläßigen schien, versteckte sie sich hinter eine verstellte Unwissenheit, und duldete im Stillen die Leiden, welche sie um ihren Gatten nicht verdient zu haben sich bewußt war. Itzt aber verliebte sich der Fürst in eine von ihren Hofdamen, ein Fräulein von achtzehn Jahren, und von ungemeiner Schönheit. Schon verschiedene mal hatte er sie im Geheim besucht, und eben stand er im Begriff, sie öffentlich für seine Favoritin zu erklären.

Hier hatte nun die Gleichgültigkeit der Fürstin ein Ende. Zu beschimpfend für Sie war auch dieser Vorfall, als daß sie ihn aus dem Gesichtspuncte der vorigen Liebeshändel ihres Gemahls hätte betrachten können. Gleichwohl sahe sie zum voraus, daß sie durch gütliche Vorstellungen eben so wenig über den Fürsten ausrichten würde, als durch stürmische Mittel. Sie fiel also darauf, ihm seine Geliebte durch eine Heirath aus den Händen zu spielen.

Fräulein von Roth, so hieß die Favoritin, war eine arme Waise, die ihre Erhaltung und ihren Wohlstand blos der Gnade

der Fürstin zu danken hatte. Ein edles Herz, tugendhafte Gesinnungen und andere glänzende Eigenschaften empfahlen sie zuerst bey der Fürstin. Nur die Liebe ihres Gemahls erschütterte die Tugend des Fräuleins, sonst wußte sie niemand eines Fehlers zu überführen.

„Kannst du es wirklich über dein Herz „bringen Adelheid,

so redete die Fürstin einst sie an,

„dich öffentlich für die Nebenbuhlerin dei„ner Wohlthäterin — deiner andern Mut„ter erklären zu lassen? — macht dir dein „Gewissen keine Vorwürfe deswegen? und „bist du vom Laster schon so sehr abgehär„tet, um so undankbaren Gesinnungen „nachzugeben? —

Das Fräulein brach in Thränen aus und antwortete:

„O, gnädigste Frau! — Sie verkennen „mein Herz. Ich leide unaussprechlich „bey dem Gedanken, Sie so hart beleidi„gen zu müssen. Aber was kann ich wi„der den Willen Sr. Durchlaucht? —

F. Liebst du meinen Gemahl?

A. Er ist mir völlig gleichgültig.

F. Glaubst du seine Liebe aufgeben zu können?

A. Von Herzen gern.

F. Nun so höre mich an! — auf einer Scha„le liegt die flüchtige Liebe meines Ge„mahls, und — mein Haß; — Glanz „und Anbetung für dich auf eine vielleicht „kurze Zeit — dann Verachtung und — „bey einer vielleicht nur mäßigen Pension „— Gewissensdruck, und Elend auf im„mer. — Auf der andern, die Liebe ei„nes rechtschaffenen Gatten, meine fort„dauernde Gnade, und — eine Aus„steuer, die dein künftiges Leben auf be„ständig vor Mangel sichert. — Nun „wähle! —

A. Das letztere gnädigste Frau! — aber, „wer ist der Mann, welchen Sie mir be„stimmt haben? und — wie kann ich der „Gewalt und dem Zorn des Fürsten ent„gehen?

F. Dafür ist gesorgt. Der Baron von „Raschwitz — du kennst diesen liebens„würdigen jungen Mann — wird auf „meine Empfehlung Landrath in Dien„sten

„sten des Herzogs von Z. meines Bruders.
„Heimlich nimmt er dich mit von hier weg.
„Sein Vermögen und vierzig tausend Rthlr.
„die ich für dich hinzu thue, setzen euch in
„Stand, euch in dem Lande meines Bru-
„ders anzukaufen, und — so seyd ihr dem
„Arm meines Gemahls entronnen.

Voll Dankbarkeit und Rührung sank Adelheid der edelmüthigen Fürstin zu Füßen, und nahm die Rettung ihrer Tugend, und ihr Glück aus ihren Händen. In drey Tagen war sie vom Hofe verschwunden, und mit dem neuen Landrath in der Residenz des Herzogs von Z. vermählt.

In die äußerste Wuth aber setzte dieser Streich den in Adelheid so heftig verliebten Fürsten. Er entdeckte es nur zu bald, daß seine Gemahlin die Urheberin davon war. Da er ihr aber öffentlich keinen Vorwurf darüber machen durfte, so verschloß er seinen Groll desto tiefer in sein Herz, und — lauerte nur auf Gelegenheit, sich an ihr zu rächen.

An seinem Hofe befand sich ein gewisser Marquis von Marozelli, der Kammerherr,

und der Liebling des Fürsten war; ein Mann von falschem, heimtückischem, rachgierigem Herzen, aber ein Schmeichler von erster Größe, und ein polirter ausgelernter Höfling. Dieser Mann hatte sich in die Fürstin verliebt. Er hinterbrachte ihr die Liebeshändel ihres Gemahls, die er doch meistens selbst befördert hatte, suchte sich dadurch bey ihr einzuschmeicheln, und — unterstand sich so gar, ihr eine Liebeserklärung zu thun. Die Fürstin aber fertigte ihn ab, wie er es verdiente, und verbot ihm, jemals wieder ihr Zimmer zu betreten. Aus Großmuth aber, und um den Marquis nicht unglücklich zu machen, verschwieg sie ihrem Gemahl diesen Vorfall.

Inzwischen dachte der boshafte Marozelli auf Rache; er wußte wohl, wie sehr auch der Fürst gegen sie aufgebracht war, und auf dessen Zorn baute er seinen abscheulichen Plan.

Als er einst mit Sr. Durchlaucht ganz allein war, kam man unter andern auch auf die Treue der Weiber zu sprechen. Marozelli stellte sich so ungläubig daran, daß er versicherte, er würde, wenn er heira-

heirathen sollte, nie ein anderes Weib nehmen, als das er von Grund der Seele haßte, damit ihm ihre Untreue alsdann nicht zu empfindlich fiele.

„Dein Einfall wäre so übel eben nicht, versetzte der Fürst,

„wohl mir, daß ich wenigstens eine treue „Gattin habe! Hätt' ich aber noch zu hei„rathen, ich würde wirklich mit deinem „Vorschlage die Probe machen.

M. Desto besser! da Ew. Durchlaucht so „glücklich gewählt zu haben scheinen.

F. Scheinen? — nur scheinen? —

M. Verzeihung gnädigster Herr! ich wollte „nur sagen, daß Ew. Durchlaucht in der „Ueberzeugung, worinnen Sie stehen, sehr „glücklich sind.

F. Worinnen ich stehe? — immer besser! „— oder vielmehr — immer räthselhafter!

M. Ich wünschte, daß Ew. Durchlaucht kein „Räthsel fänden, wo in der That keines „ist.

F. Wie?

F. Wie? — Du zweifelst also an der Tugend
„meiner Gemahlin? — verstehe ichs so? —

M. Da sey Gott vor, gnädigster Herr! Wir
„sprachen von Schein und von Wahrheit.
„Der erste kann uns leicht irre führen.

F. Du suchst Schleifwege, Freund! redst wie
„die sybillinischen Bücher! — wir spre-
„chen von meiner Gemahlin, und ich will
„wissen, ob du von ihrer Tugend so gut
„überzeugt bist, wie ich?

M. Da fordern Ew. Durchlaucht ein wenig
„viel von mir.

F. Es ist wahr, aber — ob du meiner Mey-
„nung bist, oder nicht, das kannst du mir
„doch wohl sagen?

M. Was kann Ihnen das helfen gnädigster
„Herr? — meine Meynung könnte Ih-
„nen nicht gefallen — könnte Sie wohl
„gar beunruhigen.

F. Sey dem, wie ihm wolle! ich befehle dir,
„aufrichtig zu sagen, was du von meiner
„Gemahlin denkst?

M. Ich bin Ew. Durchlaucht getreuester Un-
„terthan; aber — nur Gott hat über
„meine Gedanken zu gebieten.

F. D.

F. O, wir Unglücklichen! daß wir nur Un„terthanen und keine Freunde haben! —

M. Sie thun mir unrecht, gnädigster Herr!

F. Beweise mir erst deine Freundschaft!

M. Das ist zu viel Gnade mein Fürst, und „ich wäre der undankbarste —

F. Das bist du, wenn du mir meinen Wil„len nicht thust!

M. Nun dann! — Wenn Sie mir Ihre Ver„zeihung zusichern gnädigster Herr, so ist „mein Gedanke ungefähr dieser, daß ich „mich nicht wundern würde, wenn Dero „Durchlauchtigste Gemahlinn Repressalien „brauchte.

F. Marozelli! du sagst viel, und — denkst „vielleicht noch mehr.

M. Sagen Sie selbst mein Fürst! — wäre „der Einfall nicht sehr verzeihlich?

F. Nein! — bey Gott! das soll sie nicht. „Hat sie mir nicht auch das Kleinod mei„nes Herzens gestohlen? —

M. Das war grausam von ihr! ich gesteh „es. Sie hätte Rücksicht nehmen sollen.

F. Auf Ihre eigenen Liebschaften — nicht —„wahr?

M. Es ist heraus. — Aber — ich bitte un„terthänigst — geruhen Ew. Durchlaucht „sich der Connoissance zu erinnern, die sie „unfehlbar erfahren hat!

F. Ich werde das Marozelli! aber nun muß „ich auch alles wissen.

M. Haben Ew. Durchlaucht niemals bemerkt, „wie gnädig die Fürstin mit dem jungen „Pleischwitz umgehet?

F. Tod und Hölle! nun geht mir ein Licht „auf. Sie hat sich diesen Knaben von mir „ausdrücklich zu ihren Kammerpagen aus.

M. Ew. Durchlaucht kann es nicht entgan„gen seyn, wie er an Putz und Nettigkeit „sich vor allen andern Pagen auszeichnet „— wie kostbar er sich hält, da doch sei„ne Eltern in Banquerout gerathen sind, „und — itzt vom Betteln leben.

F. Das leztere habe ich nicht gewußt.

M. Wirklich ist er auch ein schöner bezaubern„der Junge.

F. Das ist wahr, Marozelli!

M. Da vergeht kein Morgen, wo er nicht
„ganze Stunden allein bey der Fürstin ist.
„Alle Kammerfrauen müssen sich dann ent-
„fernen.

F. Die Kammerfrauen sich entfernen? — du
„lügst Marozelli! —

M. Gnädigster Fürst! —

F. Vergieb! — du überraschtest mich zu sehr!
„— mein Blut loderte auf — Aber nun
„— was weißt du mehr? —

M. Weiter nichts, als daß ich von sicherer
„Hand weiß, daß die Fürstin diesen ihren
„Liebling — wenn er sich allein bey ihr
„befindet —

F. Schweig, Verräther! — sprich das schreck-
„liche Wort nicht aus! — du machst mich
„rasend —

M. Das könnten Ew. Durchlaucht wohl noch
„ohne Bewegung hören.

F, Ohne Bewegung? — nun, was ists?
„— was geht vor, wenn sich die Fürstin
„allein mit dem Knaben befindet?

M. Sie giebt ihm Geld.

F. Paz!

F. Pah! wenns das alles wäre —

M. Weiter hat man nichts bemerkt —

F. Nichts bemerkt! — freylich nichts bemerkt, „— geh! laß mich, Marozelli! ich weiß „nun alles — ich danke dir.

M. Haben Ew. Durchlaucht noch etwas zu „befehlen?

F. Nichts! nichts! —

Der heimtückische Kammerherr verließ den Fürsten in der entsetzlichsten Bewegung. Zwey der heftigsten Leidenschaften hatten sich seiner ganzen Seele bemächtiget. — Rachsucht und Eifersucht. Seinen ganzen Zorn hatte die Fürstin schon verdient durch den Streich, welchemsie ihm mit der Fräulein von Roth gespielt hatte. Jetzt kam ihm nun diese ihre Handlung doppelt ungerecht vor, da er sie selbst auf der Untreue ertappet zu haben glaubte. Lange schon hatte er Rache an ihr zu nehmen, sich vorgesetzt; nunmehr glaubte er das gegründetste Recht darzu zu haben. Und er brannte, vor Begierde seiner

Empfindlichkeit Genugthuung zu verschaffen. — Er hatte sonst seine Gemahlin mit allem Feuer der zärtlichsten Leidenschaft geliebt, noch war seine Liebe nicht erloschen, ob er gleich neben ihr auch andere reizend fand. Von dieser Seite litt also sein Herz eben so sehr, als er sich darüber betrübte und ärgerte, daß er sich in der Meinung von ihrer strengen Tugend geirret haben sollte. Was er sich selbst erlaubte, das verdammte er doch an seiner Gemahlin. Der Bruch der ehelichen Treue— worüber ihm sein eigenes Gewissen keine Vorwürfe machte, den erblickte er doch bey seiner Gattin in dem Lichte des strafbarsten Verbrechens. Und so blies die Furie Eifersucht ein so entsetzliches Feuer in seinem Busen an, daß er auch keine Minute Ruhe davor hatte.

Doch, sorgfältig verbarg er seine Leidenschaft, während daß sein Kopf die nachdrücklichste Rache an der guten Fürstin ausbrütete. Sein erstes Augenmerk gieng dahin, das, was ihm Marozelli hinterbracht hatte, erst selbst zu untersuchen, und dann — wann er die Sache wirklich so befände, seiner Rachsucht auf einmal freyen Lauf zu lassen.

Jtzt gab er nun mit der genauesten Aufmerksamkeit auf alle, auch die geringsten Handlungen seiner Gemahlin Achtung. Und wirklich entdeckte er den Umstand, daß der junge Pleischwitz mehr Freyheiten bey ihr genoß, als die Würde einer regierenden Fürstin, und ihr Verhältniß, als Gattin, zu gestatten schien. Durch eine ihrer Kammerfrauen, die er durch Geschenke auf seine Seite brachte, erfuhr er, daß Pleischwitz von Zeit zu Zeit Geschenke und Geld von der Fürstin erhielt; es war gewiß, daß dieser Jüngling oft ganze Stunden bey der Fürstin allein saß, und ihr aus Büchern vorlas. Ja, man wollte sogar bemerkt haben, daß er der Fürstin die Hand geküßt, und sie in den zärtlichsten Ausdrücken mit ihm gesprochen hätte.

Offenbar schien nun dem Fürsten das geheime Verständniß seiner Gemahlinn mit diesem jungen Menschen, und was die Sache noch wahrscheinlicher machte, dies waren die außerordentlichen Vorzüge, welche der Jüngling wirklich vor allen andern besaß. Er war schön, einnehmend, klug und aufrichtig. An Güte des Herzens übertraf er alle seine Kammeraden eben so sehr als an guter Aufführung

rung und untadelhaftem Betragen. Er stand erst in seinem sechszehnten Jahre, aber sein Wuchs, und sein schöner männlicher Anstand erhoben ihn weit über seine Jugend.

Als nun der Fürst eines Morgens durch eine seiner Kundschafterinnen Nachricht erhielt, daß Pleischwitz sich bey seiner Gemahlin im Zimmer befände, wollte er selbst Augenzeuge von dem seyn, was zwischen ihnen vorfiele. Die eine Kammerfrau ließ ihn in ein Nebenzimmer, aus welchem eine Thüre in das Zimmer der Fürstin gieng. Die Thüre aber war verschlossen; nur hatte die Kammerfrau an einer Seite derselben ein unbemerkbares Loch hindurch gebohrt, welches dem Fürsten die völlige freye Einsicht in seiner Gemahlin Zimmer eröffnete.

Ein unglücklicherer Vorfall hätte der guten verleumdeten Fürstin nicht begegnen können, als diese Neugierde ihres Gemahls: denn wie er durch die geheime Oeffnung in ihr Zimmer sah, erblickte er den Pagen vor seiner Gemahlin auf den Knien liegen. Gerührt und mit Thränen vollen Augen blickte der junge Mensch nach ihr auf, und die Fürstin reichte

 ihm

ihm eben ihre Hand zum Kuß hin. Was sie zusammen sprachen, dies konnte der Fürst nicht verstehen; aber der Ausdruck ihrer Mienen schien ihm die zärtlichste Unterhaltung nur zu deutlich zu verrathen. Er sah genug, um in die unauslöschlichsten Flammen der Eifersucht aufzulodern. So heftig überlief ihn der Zorn darüber, daß, wäre die Thüre nicht verschlossen gewesen, er unfehlbar hinein gedrungen seyn, und beyde seiner Wuth aufgeopfert haben würde. Beynahe stand er im Begriff, durch die ordentliche Thür sie zu überraschen: aber — ein Augenblick Ueberlegung, und der Gedanke, daß bey kälterm Blute seine Rache weit süßer für ihn und weit bitterer für die Schuldigen seyn müsse, zog ihn von diesem Vorhaben sogleich wieder zurück.

„Es ist genug,

sagte er bey sich selbst;

„ich weis nun alles. Ihre Untreue ist er-
„wiesen, und — das grausamste Opfer ver-
„söhne meine Schande! —

Er gieng weg, und verschloß sich in sein Kabinet, wo er einige Stunden in der abscheu-

abscheulichsten Unruhe zubrachte. Daß seine Gemahlin ungeachtet des Scheins, der gegen sie sprach, dennoch unschuldig seyn könne, daran dachte er gar nicht mehr. Nur, wie er sich Genugthuung und Rache verschaffen wolle, das allein beschäftigte ihn itzt und seine ganze Seele war davon eingenommen.

Kaum zwey Tage vergiengen, und das Feuer kam zum Ausbruch. Die Fürstin erhielt Befehl, sich vom Hofe zu entfernen, und sich auf die Festung Tannenfels zu begeben, wo sie auch gleich Wache bekam, und wie eine Staatsgefangene gehalten wurde Unerwartet kam ihr zwar Anfangs dieser Schlag, und ihre ganze Seele schmetterte er darnieder. Da sie aber die wahre Ursache davon nicht sogleich erfuhr, und ihre Verbannung blos auf die Empfindlichkeit ihres Gemahls über die Entfernung des Fräuleins von Roth schrieb; so wußte sie sich einstweilen noch zu beruhigen, und ergab sich in ihr Schicksal, so gut sie konnte. Der junge Pleischwitz aber verschwand, ohne daß jemand erfuhr, wo er hingekommen war. Der Fürst hatte ihn des Nachts arretiren, und mit Wache heimlich aus der Residenz hinweg bringen lassen.

Eine Zeitlang blieb der Welt sein Schicksal ein Geheimniß, seine Eltern aber geriethen über seine Entfernung fast in Verzweiflung: denn er war ihr einziger Sohn, und die ganze Stütze ihres Alters, und ihrer Armuth.

Wir wollen sogleich sehen, wo wir den unglücklichen Jüngling finden. Zehen Meilen weit von der Residenz stand ein altes Bergschloß, welches der Hof blos darum nicht ganz eingehen ließ, um es gelegentlich zu Aufbewahrung geheimer Staatsgefangenen zu brauchen. Es lag in einer wüsten gebirgigten Gegend, auf einem hohen Felsen, von Waldungen und Bergen umschlossen. Niemand bewohnte es, als ein alter invalider Offizier, mit ungefähr zehen eben so invaliden Soldaten, und ein Stockmeister, der neben der Wartung der Gefangenen auch dem Kommandanten zur Aufwartung bereit stehen mußte. Die Gefängnisse waren zum Theil noch so ziemlich luftig und menschlich eingerichtet, zum Theil aber bestanden sie auch in bloßen Löchern und Gewölbern unter der Erde, die noch ganz den Stempel der Barbarey aus vorigen Zeiten an sich trugen.

Hierher nun ließ itzt der Fürst auch unsern guten jungen Pleischwitz bringen, und — höchst grausam war das Verfahren, welches er gegen ihn, dem Kommandanten, bey Vermeidung der fürchterlichsten Ahndung einschärfte.

Ein gewisser Hauptmann von Looß bekleidete damals die Kommandantenstelle; er war ein alter rauher Degen, invalid von vielen Blessuren, und aus besondern Gnaden hatte er diese Stelle, zu seiner Versorgung vom Fürsten erhalten. Von Jugend auf, an eine strenge Subordination, und pünktlichste Befolgung der Ordres seiner Obern gewöhnt, war ihm alles heilig, was ihm der Fürst auftrug, es mochte an und vor sich mit der Menschlichkeit übereinkommen oder nicht. Sein Charakter hatte zwar von Natur mehr Gefühl von Milde, als seine politischen Grundsätze athmeten: aber seine übrige soldatische Rauheit tilgte doch alle die Triebe des Mitleidens und der Menschlichkeit wieder in ihm, so bald seine Pflicht dabey in die Klemme zu kommen schien.

Und nun — welch' Entsetzen wird nicht unsere Herzen angreifen, wenn ich meinen Le-

sern den Aufenthalt beschreibe, worinnen nach dem Willen des eifersüchtigen Fürsten, unser Pleischwitz eines langsamen Todes verschmachten sollte! — Das Gefängniß stack in einem Winkel des Schlosses, tief unter der Erde: eine alte zerfallene steinerne Treppe führte hinab, und zwey eiserne Thüren versperrten den Eingang dazu. Weder Sonne noch Mond konnte diese Grube bescheinen. Nur über der innern Thür war eine enge Oeffnung angebracht, durch welche man dem Gefangenen Brod und Wasser hinein schieben konnte. Der Ort selbst war feucht und kalt; und alles verzehrte der Moder darinnen. Hier schloß man nun den armen Staatsgefangenen wie den unmenschlichsten Verbrecher, nicht weit von dem Loche, wodurch er jene elenden Nahrungsmittel erhielt, mit einer Kette an die Wand an, und gab ihm ein Lager von Stroh, worüber eine alte Pferdehärne Decke gebreitet war.

Es gehet über alle Vorstellung, was der unglückliche Jüngling in diesem abscheulichen Kerker duldete. Ohne das mindeste Licht, in einer ewigen Nacht lag er da von aller Welt nur nicht von Gott, dem Richter seines Herzens,

zens, verlassen. Denn seit dem man ihn angefesselt, und die Thüren zugeschlossen hatte, durfte der Stockmeister kein Wort weiter mit ihm sprechen; ja, er hatte nicht einmal die Schlüssel zu der innern Thüre des Gefängnisses: denn der Kommandant nahm sie sogleich selbst wieder in Verwahrung. Ohne Trost, ohne Hoffnung, jemals wieder erlöset zu werden, ja so gar ohne zu erfahren, was er verbrochen haben sollte, lag nun der Bejammern=würdige da, — ein Raub des tödtlichsten Schmerzes und einer gräßlichen Verzweifelung. Plötzlich weggerissen vom Glanze des Hofes, aus dem Zirkel seiner Freunde, auf einmal all' seiner Hoffnungen eines glänzenden Glücks beraubet, bestimmt, eines langsamen schmählichen Todes in der Blüte seiner Tage zu verfaulen, nnd doch — ohne sich nur des Scheines eines Verbrechens bewußt zu seyn, ohne nur die Ursache zu ahnden, warum man ihn einem so schreckbaren Verhängnisse aufopferte — denn nichts weniger fiel ihm ein, als daß man ihn des vertrauten Umgangs mit der Fürstin beschuldigte — was kann man sich entsetzlichers denken? — Feuchtigkeit und Kälte zerrütteten seine Gesundheit von außen; und Gram und Verzweiflung

verzehrten das Mark in seinen Gebeinen. Seine Kleider verfaulten, ein entsetzlicher Gestank verpestete die Luft in seinem Kerker, und — ein Wunder war es, daß sein Körper nicht lebendig in Fäulniß übergieng. Ein Jahr lang hatte er in diesem abscheulichen Zustande zugebracht, und — all' sein Gebet zu Gott gieng nun auf eine baldige Erlösung durch den Tod. —

Um diese Zeit aber traf sichs, daß der Stockmeister auf einige Tage verreisen mußte, weil er das Botschaftlaufen für den Kommandanten mit zu verrichten hatte. Seine Frau bediente indeß die Gefangenen. Als sie nun eben einst früh in der Morgenstunde dem unglücklichen Pleischwitz sein elendes Morgenbrod gebracht hatte, begegnete ihr auf dem Hofe Fräulein Julie, die Tochter des Kommandanten, welche eben von einem Morgenspaziergange zurück kam. Der Stockmeisterin, die eine mitleidige Frau war, standen Thränen in Augen: denn der erbärmliche Zustand des elenden gefangenen Jünglings, jammerte sie unaussprechlich.

„Warum sieht sie denn so betrübt aus?

fragte

fragte sie das Fräulein. Die Stockmeisterin weinte noch heftiger, und antwortete:

„Ach! wem sollte es denn nicht dauern, „gnädiges Fräulein, wenn man ein so jun-„ges Blut, das gewiß unschuldig ist, so „schändlich verderben sehen muß? —

Das Fräulein wußte von dem Daseyn eines Gefangenen von dieser Art noch kein Wort. Sie erstaunte also nicht wenig, als ihr die Stockmeisterin die entsetzliche Lage des Jünglings schilderte, und sie ruhte nicht eher, bis diese Frau sie mit hin an das Loch nahm, wodurch der Gefangene seine Speisen erhielt und durch welches man allenfalls mit ihm sprechen konnte: denn sie hatte ein mitleidiges edles Herz, das sich gern fremder Noth annahm.

Wie sie beyde hin an das Loch kamen, rief die Stockmeisterin dem Gefangenen zu, und fragte ihn, wie er sich befände? Anfänglich antwortete er keine Sylbe, nur ein ängstliches Stöhnen und Aechzen ließ sich von ihm vernehmen. Als aber Julie die Frage der Stockmeisterin wiederholte, hörte man zwar, daß der Gefangene antwortete, aber der Ton

seiner

seiner Stimme war so matt und leise, daß es unmöglich war, seine Worte zu verstehen.

Mit äußerst bewegtem Herzen entfernte sich das Fräulein wieder von diesem traurigen Orte, und — alle ihre Gedanken giengen nun dahin, ein Mittel ausfindig zu machen, wie sie den unglücklichen Jüngling befreyen könne. Tag und Nacht kam er ihr nicht aus den Gedanken, und immer stand das Gemälde seines Elendes vor ihrer Seele.

Ihren Vater etwas von ihrem Plan merken zu lassen, oder ihn wohl gar um seine Beyhülfe zu bitten, würde ein ganz fruchtloses Bemühen gewesen seyn: denn sie kannte seine Pünktlichkeit und seine unbiegsame Beharrlichkeit in Ausübung seiner Pflichten. Ja, sie durfte ihn nicht einmal etwas davon spüren lassen, daß sie von der Sache wisse. Sonst war es auf immer um die Rettung des armen Jünglings geschehen. Der Stockmeister hingegen, durch welchen sie ihre Absicht vielleicht eher zu erreichen hoffen durfte, besaß zwar ein weit biegsameres Herz. Aber da er sich nicht nur vor dem Kommandanten sehr fürchtete, sondern auch selbst nicht einmal den

Schlüssel zur andern Thüre des Gefängnisses in Händen hatte, so mußte Julie auch bey ihm alle Behutsamkeit anwenden, wenn sie ihres Zwecks nicht verfehlen wollte.

Doch, der Vorsatz einer edlen Handlung bleibt selten ganz unausgeführt. Der Kommandant war öfters mit dem Podagra geplagt, und itzt bekam er solches einmal so heftig, daß er lange ohne die mindeste Bewegung auf einer Stelle liegen bleiben mußte. Itzt, glaubte Julie, sey es Zeit, oder niemals! — sie dachte sich ihren Plan aus, und siehe da! er gelang. —

Nachdem sie mit dem Stockmeister, welchen sie durch reichliche Geschenke auf ihre Seite zu bringen wußte, alles verabredet hatte; kam dieser eines Abends zum Kommandanten, und meldete, daß der junge Gefangene todt seyn müsse, weil er nun in zwey Tagen das Essen nicht weggenommen habe, und — auch keinen Laut mehr von sich hören lasse. Der Kommandant hatte schon Befehl vom Fürsten, was er in diesem Falle zu thun habe;

„Der arme Junge!

sagte er,

„verantworte das, wer es kann! ich ha„be meine Pflicht gethan! — Ihr schafft „ihn diese Nacht heraus, und verscharrt „ihn hinten im Zwinger! aber macht eure „Sache heimlich, das rath ich euch, und „nehmet niemanden, als Pollern dazu: „der Kerl hat auch schweigen gelernet. Hier „hängt der Schlüssel!

Der Stockmeister versprach pünctlichen Gehorsam, nahm den Schlüssel, und gieng. Wer war froher als Julie? —

Des Nachts um zwölf Uhr, da die Erlösung erfolgen sollte, schlich sie sich unter dem Vorwande zu Bette zu gehen, von ihrem Vater hinweg, und eilte mit dem Stockmeister zum Gefängnisse.

Man öffnete die Thüren, und trat hinein — — Aber beynahe hätte Julie in der Thüre wieder umkehren müssen, so ein abscheulicher Geruch kam ihr entgegen. Doch, ihr Verlangen, einen Unglücklichen zu retten, besiegte auch die Kräfte der Natur, die ihr bey der edelsten Handlung, beynahe ihre Dienste versagt hätten. Und nun — welch ein schauder-

derhafter Anblick stellte sich denn ihren Augen dar! — ein Gerippe, das kein Leben mehr zu haben schien, in Lumpen gehüllet, und halb entblößet, lag da auf einem Haufen Geniste, der vollkommen einem Misthaufen glich; die Haare hingen ihm zerstreut über das Gesicht, und seine Augen erblindeten, so bald er in das schwache Licht der Laterne sehen wollte. Nur mit Anstrengung konnte er sich aufrichten, und fragen, ob es Engel, oder Menschen wären, die ihm erschienen? —

„Wir sind Ihre Retter!

antwortete Julie in einem sanften rührenden Tone:

„nehmen Sie alle ihre noch übrigen Kräfte
„zusammen, daß Sie geschwind diesen ab-
„scheulichen Ort verlassen können!

Der gute Jüngling zerfloß in Thränen, und war nicht vermögend, nur eine Sylbe zu antworten. Er beugte sich nieder zu Juliens Füßen, und küßte sie: dann hob er seine matten Augen nach ihr auf, und sank ohnmächtig dahin. Julie erschrack, und befürchtete — vom Schreck der Ueberraschung — sein Ende. Als aber der Stockmeister

ihm die Schläfe mit gebranntem Wasser gerieben hatte, erholte er sich wieder, Julie gab ihm ein Glas ungarischen Wein zu trinken; dieß weckte den kleinen Rest seiner Kräfte wieder auf; und er sprach zu Julien:

„Welcher Gottheit hab' ichs zu danken, die
„mich aus diesem Grabe hervor ziehet? —
„Der Vorsehung,

antwortete Julie,

„der einzigen Beschützerin der Unschuld —
„Sie nur machte mich auf Ihr Elend auf-
„merksam, und — wenn Sie wollen, so
„sind Sie gerettet.

„Wer Sie auch nur seyn mögen,

versetzte Pleischwitz,

„ich bete Sie als meinen Schutzengel an:
„denn sonst weiß ich nichts, womit ich Ih-
„nen Ihre Wohlthat jemals würde ver-
„danken können. Ich bin ein armer Jüng-
„ling, und — wenn ich je diese meine
„Glieder wieder rühren kann, so muß ich
„sie zum Erwerb meines Unterhalts brau-
„chen. Aber — ach Gott! — eine neue
„Angst überfällt mich: — wo will ich mich

„einst-

„einstweilen, und bis meine Kräfte wieder
„da sind, vor meinen Feinden verbergen?
„— wovon will ich leben? — wovon
„meinen Körper wieder stärken? —

„Auch dafür ist gesorgt,

antwortete das Fräulein,

„wenn Sie nur im Stande sind, sich aus
„diesem Kerker führen zu lassen.

Mit Hülfe des Stockmeisters brachte man ihn in die Wohnung dieses Mannes. Hier versorgte ihn Julie mit frischer Wäsche und Kleidern; man gab ihm stärkende Mittel ein, und pflegte ihn mit äußerster Sorgfalt. In acht Tagen war er so weit wieder hergestellt, daß er zwey Stunden weit, zu einem Landgeistlichen gehen konnte, bey welchem ihm Julie einen geheimen Aufenthalt ausgemacht hatte, und wo er in Ruhe seine Kräfte wieder sammeln konnte. An den Fürsten aber gieng der Bericht von ihrem Vater ab, daß der junge Mensch im Gefängnisse gestorben sey, und daß er ihn so habe begraben lassen, wie Sr. Durchlaucht auf diesen Fall befohlen hätten.

In Zeit von einem Vierteljahre hatte Pleischwitz seine vorige Gesundheit wieder erlangt, und seine Hauptsorge gieng nun dahin, seiner Wohlthäterin nicht länger zur Last zu fallen, sondern sein Unterkommen in der Welt irgendwo zu suchen. Julie besuchte ihn bisweilen bey dem Prediger, und verschiedenemal hatte sie sich schon darüber mit ihm besprochen.

Auf alle Fälle konnte sie den unglücklichen Jüngling weiter nicht unterstützen: denn sie war selbst arm, und — ihren ganzen kleinen Schatz hatte sie schon dieser ihrer Großmuth aufgeopfert. In noch weit größerer Dürftigkeit lebten Pleischwitzens Eltern, ja er hatte sie selbst größtentheils ernähret, als er noch Page bey der Fürstin war. Im Lande konnte er eben so wenig bleiben, als bey einem andern Fürsten unter seinem wahren Namen in Dienste treten: denn auf beyde Fälle hätte der Fürst erfahren, daß er noch lebe, und dann wurde er von neuem nicht nur das Opfer seines Zorns, sondern er brachte auch Julien und ihren Vater mit ins Unglück. Nach vielen Berathschlagungen darüber entschloß er sich endlich, unter einem andern Namen und unter der Masque eines armen Stu-

denken bey dem König von *** in Kriegsdienste zu gehen. Er nahm von Julien und dem Pfarrer Abschied, empfahl das, was sie an ihm gethan hatten, einstweilen der Vergeltung Gottes, und wurde in Diensten des besagten Königs, gemeiner Dragoner.

Inzwischen hatte der Fürst von E. seine verstoßene Gemahlin, im Rausche der Vergnügungen des Hofs, welchen er sich mit ganzer Seele ergab, fast gänzlich vergessen. Er trieb seine Liebeshändel fort, hielt sich eine erklärte Favoritin, und der Graf Marozelli sorgte endlich dafür, daß er gar nicht zum Nachdenken über sein ungerechtes Verfahren gegen die Fürstin kam. Drey Jahre lang hatte er schon so im Taumel seiner Lüste dahin geschwelgt, als er plötzlich die Nachricht erhielt, daß seine Gemahlin gefährlich krank liege. Anfänglich erschütterte zwar diese Nachricht sein Herz ein wenig, aber Marozelli wußte durch Rechtfertigung seines Verfahrens gegen sie, sein Gewissen bald wieder einzuschläfern.

In der That hatte der Harm über ihr unverschuldetes Unglück so lange an dem Herzen

der guten Fürstin genagt, bis die Kräfte ihres Körpers endlich darunter erlagen. Nur zu bald erfuhr sie die wahre Ursache ihrer Verstoßung und Gefangenschaft, und das Gefühl ihrer Unschuld erfüllte ihre ganze Seele mit Schmerz und Jammer. Tugend und Treue gegen ihren obgleich untreuen Gemahl waren immer die Krone ihrer übrigen vortreflichen Eigenschaften gewesen; nie hatte sie auch nur dem Gedanken einer Untreue in ihrem Herzen Raum gegeben; was Wunder also, daß jene unwürdige Behandlung ihres Gatten ihr so überaus nahe gieng? Was Wunder, daß sie alle die Standhaftigkeit ihrer großen Seele untergrub? —

Der anhaltende Gram griff ihre Nerven an, und die Folge davon war eine langsame Verzehrung, die sie endlich ins Grab stürzte. Eine Menge Tugenden, welche Nationen hätten glücklich machen können, starben mit ihr dahin, und fielen der Bosheit und der Kabale zum Raube anheim. — Es ist ein trauriger Gedanke für die Menschheit, — so oft den Sieg des Lasters über die heldenmüthigste Tugend erringen zu sehen. —

Als der Fürst, durch einen Brief von dem Kommandanten der Festung Tannenfels, die erste Nachricht von dem Tode dieser seiner vortreflichen Gemahlin erhielt, erschrack er so heftig darüber, daß ihm der Brief aus der Hand fiel. Ein anderer, der in jenem eingeschlossen war, lag dabey: ein Page, der sich eben bey ihm befand, hob sie beyde auf, und legte sie dem Fürsten vor. Er betrachtete den andern Brief; erkannte die Hand seiner Gemahlin, und — schnell riß er das Siegel herunter. Sie hatte ihn einige Tage vor ihrem Tode geschrieben, und ihn dem Kommandanten zur Bestellung anvertraut. Man urtheile von der Bewegung des Fürsten, dessen Herz schon vorher so sehr erschüttert war, als er folgende Worte las:

„Mein theuerster Gemahl!

„Wenn Sie diesen Brief lesen werden, hat „mein Herz ausgeblutet. Ich trete hin „vor den Richterstuhl deß, der auch un„sere geheimsten Gedanken weiß, mit ei„nem ruhigen Gewissen, und fürchte kein „Verdammungsurtheil. Möchten Sie doch „in Ihren letzten Stunden mit eben so „vieler Zufriedenheit auf die Handlungen

„Ihres Lebens zurück sehen können! —
„Vorwürfe mache ich Ihnen nicht über
„das, was Sie an mir gethan haben.

„Sie haben mich und mein Herz ver-
„kannt. Ich werde Sie nicht anklagen
„bey dem Gott, der Herzen und Nieren
„prüfet. Verdiene ich Rache an Ihnen,
„so stelle ich sie ganz dem Ewigen anheim.
„Aufrichtig ist auch mein Wunsch, daß
„die Zeit nie kommen möge, wo Ihr Ge-
„wissen härter Sie verklagen wird, als
„ich selbst. Aber Rechtfertigung, die Sie
„mir bey meinem Leben nicht vergönnet
„haben, bin ich mir selbst, und meiner
„Ehre im Tode noch schuldig; und das
„ist die Hauptabsicht dieses Briefes: —
„Nie haben Sie mir zwar die Ursache Ih-
„rer Ungnade eröffnet: nie haben Sie mir
„gesagt, wodurch ich Sie beleidiget hät-
„te; ungehört haben Sie mich verdammt,
„und — auch das, was dem größten und
„fürchterlichsten Verbrecher vergönnet wird
„— Vertheidigung, haben Sie mir ver-
„sagt und abgeschnitten: das war sehr
„grausam, mein Gemahl! —

Indessen

„Indessen ist mir die Ursache Ihres
„Zorns auf mich doch kein Geheimniß ge-
„blieben. Schwarze Verleumder haben
„meine Tugend gebrandmarkt, und —
„einen unschuldigen Jüngling mit mir ins
„Elend gestürzt. Er hat nichts verbro-
„chen, der Unglückliche. Die Armuth
„und das traurige Schicksal seiner Eltern
„lag ihm so sehr am Herzen, daß er oft
„mich selbst um mein Mitleid, um meine
„Unterstützung anflehete. Ich konnte sie
„ihm nicht versagen; denn ihre Lage war
„Erbarmungswerth. — Ich schätzte den
„Jüngling wegen seiner edeln Gesinnun-
„gen, und seiner Rechtschaffenheit. Er
„nahm die Gabe, die ich seinen Eltern
„reichte, alle Tage aus meinen Händen,
„und sein dankbares Herz ließ es ihm nicht
„anders zu, als daß er mich dafür verehrte
„und liebte. Ich legte ihm durch meine
„Wohlthaten Verbindlichkeiten auf, die
„er durch die tiefste Ergebenheit vergelten
„zu müssen glaubte: dies hat unstreitig
„meinen, und — ich darf es sagen —
„auch Ihren Feinden Veranlassung gege-
„ben, mich einer Bekanntschaft mit diesem
„schuldlosen Jünglinge zu beschuldigen,

„die mit den Gesetzen der Tugend nicht be-
„stehen könnte. Ich weiß es, mein Ge-
„mahl, daß Sie mich beobachtet haben,
„als Pleischwitz vor mir auf den Knien
„lag, und ich ihm meine Hand zum Kuß
„hinreichte. Aber hätten Sie mir Ihren
„Verdacht eröffnet; ich würde Ihnen sol-
„chen durch ein aufrichtiges Bekenntniß
„der Wahrheit gewiß benommen haben.
„An eben diesem Tage hatte ich dem jun-
„gen Menschen eine etwas reichlichere Gabe
„für seine Eltern als sonst, gereichet. Er
„war so lebhaft davon gerührt, daß er
„mir zu Füßen sank und keine Worte fin-
„den konnte, mir seine unbegrenzte Dank-
„barkeit dafür zu bezeigen; er zerfloß in
„Thränen darüber und beschwor mich, ihm
„Gelegenheit zu verschaffen, wie er sich mei-
„ner Gnade noch würdiger machen könn-
„te als itzt, und sollt' es auch mit seinem
„Leben und Blute geschehen. Auch mich
„rührten die hohen dankbaren Empfindun-
„gen seines Herzens; ich versicherte ihm
„meine Gnade, lobte seinen Eifer für die
„Erhaltung seiner Eltern, und — erlaub-
„te ihm den unschuldigen ehrfurchtsvollen
„Kuß auf meine Hand, der Ihnen, mein
Ge-

„Gemahl, im Lichte eines so schwarzen „Verbrechens erschien.

„Ich versiegele die Versicherung meiner „Unschuld mit meinem Tode; — am Ran- „de des Grabes verhehlet man seine Ver- „brechen nicht mehr. Um Ihre Verzei- „hung aber bitte ich nicht: denn ich habe „Ihren Zorn nicht verschuldet. Aber um „Gnade für den armen unschuldigen Pleisch- „witz bitte ich, wenn es noch Zeit dazu „ist, und Sie ihn, der Wuth Ihrer Ei- „fersucht noch nicht aufgeopfert haben.

„Meinen Feinden, die meine Ehre und „meine Tugend bey Ihnen brandmarkten, „wolle Gott verzeihen! Ich flehe ihn nicht „um Rache an. —

„Leben Sie wohl, mein Gemahl! Gott „nehme Sie immer in seinen heiligen Schutz! „wenn es seyn kann, so erinnern Sie sich „manchmal Ihrer unglücklichen Gattin,

Antonia.

Ein heftiger Thränenguß stürzte dem betrogenen Fürsten aus den Augen, als er

diesen Brief gelesen hatte. Es war ihm, als ob ein Licht in seiner Seele aufgienge, das ihm das seiner Gemahlin angethane Unrecht in der fürchterlichsten Gestalt erblicken ließ.

„Gott!

rief er aus,

„sollte sie unschuldig gewesen seyn — und
„ich hätte gleichwohl sie, und den unglück-
„lichen Pleischwitz meinem schwarzen Ver-
„dacht aufgeopfert? — noch im Abgrun-
„de der Hölle würde mich diese Erinnerung
„foltern.

Itzt erkundigte er sich vor allen Dingen nach dem alten Plüschwitz, und erfuhr, daß er in großer Dürftigkeit unter dem Drucke mancherley Elendes noch auf einem Dorfe lebe. Man mußte ihn herbey holen, und ihn vor den Fürsten bringen. Der unglückliche Alte sank als ein lebendes Bild des Jammers zu seinen Füßen, und — bat um Gnade und Erbarmung: denn er fürchtete, wegen irgend einer Verschuldung seines Sohnes, die ihm nicht zu Ohren gekommen sey, zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Aber der Fürst faßte ihn gnädig bey der Hand, hob ihn von seinen Füßen auf, und ließ ihn vor sich auf einen Stuhl setzen.

„Fürchte nichts, Alter!

sagte er,

„ich habe dich blos kommen lassen, um
„von dir zu hören, wie es dir bisher ge-
„gangen ist. Ich habe gehört, du bist
„nicht in den besten Umständen, und —
„ich mag keinen von meinen Unterthanen
„im Elend wissen; — du kannst künftig
„auf meine Gnade rechnen!

„Gnädigster Herr!

antwortete der Alte,

„ich habe, seitdem mein Sohn weggekommen
„ist, ohne daß ich weiß wohin, blos von
„dem gelebt, was meine Frau durch Spin-
„nen hat erwerben können: denn selbst kann
„ich nichts verdienen, weil mir die reißen-
„de Gicht alle meine Glieder gelähmet hat.

F. Hat dich vormals dein Sohn unterstützt?

P. Er nicht sowol allein, als vielmehr die
„beste Fürstin auf der Welt — Ew. Durch-
„laucht

„laucht vortrefliche Gemahlin. Seitdem „sie aber vom Hofe entfernt wurde, und „mein Sohn entkommen ist, hat sie mir „nur bisweilen durch eine unbekannte Hand „etwas zugeschickt.

F. Wodurch bist du bey der Fürstin bekannt „worden?

P. Sie reiste einst durch das Dorf, wo ich „wohne, und da sie Appetit hatte, frische „Milch zu trinken, so traf sichs gerade, „daß ihr Bedienter in meinem Hause dar„nach Anfrage that. Ich schickte sogleich „meinen Sohn, der damals ein Knabe von „vierzehn Jahren war, darnach aus, und „sie setzte sich indessen vor meiner Thüre „auf eine steinerne Bank nieder. Da sie „sahe, daß wir keine Bauersleute waren, „so fragte sie mich nach unserm Stande, „und unsern Umständen aus. Ich erzähl„te ihr, wie ich in Armuth und Elend ge„rathen war. Sie vergoß Thränen dar„über und sagte, sie wolle uns unterstützen. „Den Anfang machte sie damit, daß sie „mir rieth, meinen Sohn, dessen manierli„ches Betragen ihr sehr gefiel, an den Hof „zu schicken. Er hatte das Glück, auch

„Ew.

„Ew. Durchlaucht zu gefallen, und Sie „nahmen ihn zum Pagen an. Die gnädig„ste Fürstin bekam ihn in der Folge zu ih„rem Leibpagen, und sie zog ihn mit müt„terlicher Sorgfalt, daß er nicht verführ„ret wurde, und sich rechtschaffen aufführ„te. Auch in Absicht auf mich hielt die „unvergleichliche Dame ihr Wort. Sie „unterstützte mich auf das großmüthigste, „und mein Sohn verehrte sie dafür, wie „eine Heilige. Ach! wenn er so manchmal „von ihr sprach, so konnt' er nicht fertig „werden, ihre Tugenden zu rühmen. Ich, „und meine Frau beteten täglich für ihre „Glückseligkeit, und noch hören wir nicht „auf, Gott zu bitten, daß er es ihr bestän„dig wohl gehen lassen möge. —

F. Guter Alter! — deine Wohlthäterin ist „nicht mehr.

P. Gnädigster Herr! — wie? — sie ist —

F. Todt!

P. Todt? — Ach Gott! Gott! — warum „hast du das gethan? — Vergeben Sie „mein Fürst, ich kann meine Thränen nicht „zurück halten. —

Der

Der alte Mann fieng heftig an zu schluchzen, und stromweise stürzten die Thränen aus seinen Augen. Der Fürst war in schrecklicher Bewegung. Aber er suchte sich in Pleischwitzens Gegenwart zu fassen, und — nach einer traurigen Stille von einigen Minuten, fragte er:

„Hast du nichts von deinem Sohn wieder „gehört, Alter?

P. Nichts gnädigster Herr!

F. Er ist auch todt.

P. Auch todt? — nun wohl! ich bete die „Vorsehung an, mein Fürst! an meinem „Sohn habe ich alles verlohren, aber Gott „sey gelobet, daß Ew. Durchlaucht noch „leben! —

F. Du brichst mir das Herz, Alter! — ich „bin in Verzweiflung — verlaß mich! — „ich werde dir monatlich vier und zwanzig „Thaler auszahlen lassen.

P. Nein gnädigster Fürst! —

F. Verlaß mich! — ich kann nicht mehr! —

Pleischwitz gieng voll Verwunderung über die Großmuth und Gnade des Fürsten

nach

nach Hause, denn er wußte nicht, welcher Ursache er solche zuschreiben sollte. Noch mehr aber fielen ihm seine heftigen Gemüthsbewegungen auf, wie er ihm den Tod seines Sohnes eröffnete: denn es war ihm völlig ein Geheimniß geblieben, daß ihn der Fürst selbst hatte wegbringen lassen.

In der größten Unruhe aber befand sich der Fürst selbst. Alles bestätigte die Unschuld seiner Gemahlin; alle seine Untersuchungen überzeugten ihn, daß er sie im falschen Verdacht gehabt hatte. Und nun — lag ihr Tod schwer auf seinem Gewissen. Unaussprechlich marterte ihn der Gedanke ihrer Unschuld. Mit der zärtlichsten Leidenschaft hatte er sie ehedem geliebt, und itzt trat mit ihrer ganzen Herrlichkeit diese Liebe wieder vor seine Seele hin, um ihm die Größe seines Verlustes in ihrem ganzen Umfange empfinden zu lassen; Und dann — dieser vortreflichen Gattin Unrecht gethan, sie bis zum Tode gekränkt zu haben: dies zerrüttete sein ganzes Herz. Hierzu kam noch die schreckbare Erinnerung an den abscheulichen Tod, welchen seiner Meinung nach, der unschuldige Pleischwitz im Gefängniß hatte leiden müssen.

Unaussprechlich jammerte ihn nun die Unschuld dieses Jünglings. Er hörte sein Geschrey um Rache zu Gott, und fühlte das Drücken seines Fluchs schwer auf dem Herzen liegen. Am Ende verfiel dieser erst so leichtsinnig gewesene Fürst, in eine so verwirrte Gemüthslage, welche nahe an Verzweiflung gränzte. Auf keiner Stelle fand er Ruhe mehr, alle Welt haßte er, und — sich selbst wünschte er den Tod.

Durch Verbannung des Verleumders Marozellis, und anderer, welche ihn in seinem unglücklichen Verdachte gegen die Fürstin bestärkt hatten, suchte er zwar seinem Herzen ein wenig Luft zu machen. Aber vergebens! — der Gedanke, zwey Unschuldige ermordet zu haben, verfolgte ihn überall, und füllte allenthalben seine Seele mit den fürchterlichsten Vorstellungen.

Um diese Zeit traf sichs nun, daß der König von *** mit einem andern mächtigen Monarchen in Krieg verwickelt wurde. So bald unser unglücklicher Fürst dies erfuhr, stieg der Gedanke in ihm auf, mit zu Felde zu ziehen:

»Ha!

„Ha! willkommen sey mir dieser Vorfall!

sagte er bey sich selbst,

„ich will mein Blut meiner Schuld zum
„Opfer geben. Vielleicht finde ich im Ge-
„wühl der Schlachten meinen Tod, der
„allein mich von dieser abscheulichen Angst
„befreyen kann!

Er schrieb an den König von *** und bat um eine Befehlshaberstelle bey der ins Feld rückenden Armee. Schon in seiner Jugend hatte der Fürst unterschiedene Feldzüge mit gemacht, und sich den Ruhm eines tapfern Prinzen eben so gut erworben, als überhaupt seine Kenntnisse in der Kriegskunst bekannt waren. Der König trug also kein Bedenken, ihm seine Bitte zu gewähren. Er gab ihm eine Generalsstelle, und vertraute ihm das Kommando über ein Corps der Armee an.

Kaum war der Feldzug eröffnet worden; so legte unser Fürst schon die ruhmvollsten Proben seines Heldenmuths ab. Denn wüthend drang er unter die Feinde, und allenthalben war er der erste bey Kampf und Blutvergießen. Seine Truppen ahmten dem Beyspiele sei-

seiner Tapferkeit nach, und — wo er nur hinkam, war Sieg und Vernichtung des Feindes seine Loosung.

Noch begleitete das Glück seine außerordentliche Kühnheit: denn, ob er gleich in Hoffnung seinen Tod zu finden, in die hitzigsten Gefechte eindrang; so hatte er doch noch nicht einmal eine Blessur bekommen. Itzt aber ereignete sich ein Vorfall, wo er der Erreichung seines Wunsches nahe war, und doch die Liebe zum Leben auf einmal wieder in ihm rege wurde.

Nach einer der hitzigsten Actionen, worinn er den Sieg errang, verirrete er sich beym Nachsetzen des Feindes mit zwey seiner Husaren, so weit von seinem Corps, daß er keinen Mann mehr von seinen Leuten sah und hörte. Er fiel in einen Morast; es war Nacht; und nur der Mond kam ihm noch ein wenig zu statten. Glücklich würgte er sich zwar aus dem Moraste wieder heraus. Aber Roß und Mann waren ermüdet, und über und über mit Koth überzogen. Langsam ritt er mit seinen beyden Husaren dahin, ohne zu wissen, wo er sich befand, als ein Trupp

von fünf bis sechs feindlichen Reitern plötzlich über ihn her fiel. Kaum hatte er so viel Zeit, seinen Degen zu ziehen, und — kaum hatte er sich in Vertheidigungsstand gesetzt, so waren seine beyden Husaren schon darnieder gehauen. Einige von den feindlichen Reitern hatten jene zwar auch schon hingestreckt. Aber dennoch war ihm der Trupp noch zu sehr überlegen, als daß er Hoffnung hätte haben können, sich noch durchzuschlagen. Er bat um Pardon: denn — ohne zu wissen, warum — überraschte ihn itzt die Liebe zum Leben. Aber hierzu hatten die Feinde kein Gehör, und das war in der That auch noch sein Glück: denn in dem Augenblick, als er links und rechts die auf ihn eindringenden Säbelhiebe mit einem wahren Löwenmuthe ausparirte, kamen drey Reiter von seinem Corps zu seiner Rettung heran gesprengt. Der erste, der ein ziemliches Stück vor den andern beyden voraus ritt, und ein Unteroffizier war, rettete dem Fürsten das Leben: denn er war so glücklich, mit seinem Degen den Hieb des einen Feindes, der von hinten zu auf den Fürsten gethan wurde, und ihm auf alle Fälle den Kopf gespalten hätte, zurück zu weisen, und zugleich dem feindlichen Reiter den Arm

abzuhauen. Inzwischen waren die andern beyden Reiter auch schon bey der Hand, und hieben noch einen der Feinde nieder; worauf die noch übrigen beyden die Flucht ergriffen.

„Nun Gottlob!

sagte der Unteroffizier, der ein blutjunger Mensch war,

„ich preise mich doppelt glücklich, da ich
„sehe, daß es Ew. Durchlaucht selbst sind,
„dessen kostbares Leben wir gerettet haben.

Der Fürst war so matt vom Kampfe, daß er sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte. Der Unteroffizier faßte ihn also am Arm, und hielt ihn im Fortführen so auf dem Pferde fest. Die andern beyden Reiter aber haschten die Pferde der Gebliebenen, und so kamen sie bald glücklich bis an ein Dorf, wo der Fürst wieder einige hundert Mann von den Seinigen fand.

„Wer bist du braver Jüngling?

fragte er inzwischen seinen Führer, ehe sie noch das Dorf erreichten,

„ich habe dir Freyheit und Leben zu dan-
„ken, und ich werde dafür sorgen, daß

„der König dich so belohnet, wie du es
„verdienst.

„Ich bin der Fahnjunker Pleischwitz,
antwortete der Unteroffizier

„vom Rheinischen Dragonerregimente

„Pleischwitz! —

rief der Fürst,

„Pleischwitz ist dein Name? — o Gott!
„welche Erinnerung! — wo bist du her?
„—

P. Aus dem Fürstenthum L., gnädigster Herr!

F. Aus meinen Staaten? — großer Gott!
„du bist doch nicht gar —

P. Ich bitte um Gnade, durchlauchtigster
„Fürst, allerdings bin ich eben derselbe
„Pleischwitz, welchen Ew. Durchlaucht
„einst gefangen setzen ließen. Eine men-
„schenfreundliche Seele half mir zur Frey-
„heit.

F. O Gott! du bist gerecht, und deine Ge-
„richte sind recht! — dir, den ich so grau-
„sam behandelte — den ich durch mich
„todt glaubte — dir hab ich also itzt mein

„Leben zu danken! — ich vergehe vor
„Schaam.

P. Wenn Ew. Durchlaucht mir nur verzei-
„hen, daß ich ohne Ihre Erlaubniß mei-
„ne Freyheit suchte, so ist dieser Tag
„der schönste und glücklichste meines Le-
„bens.

F. Guter Sohn! ich habe dir nichts zu ver-
„zeihen. Du bist itzt Soldat unsers Kö-
„nigs und — folglich außer meiner Ge-
„walt. Aber deine Verzeihung habe ich
„nöthig, wenn mich nicht die Erinnerung
„an das Elend, das ich dir Unschuldigen
„bereitete, ins Grab stürzen soll.

P. Lassen Sie uns das vergessen, gnädigster
„Herr! mein Fürst hat mir seine Gnade
„wieder gegeben, und — meine Wünsche
„sind erfüllt.

F. Du bist Offizier Pleischwitz! und deine
„Equipage soll bereit seyn. Ich überneh-
„me alles, und morgen schicke ich deinet-
„wegen einen Courier an den König.

Sobald sie in das Lager kamen, hielt der Fürst redlich sein Wort. Er meldete dem König seinen Sieg und seine Gefahr, und bat

zugleich

zugleich für seinen Retter, den Fahnjunker Pleischwitz, um eine Offizierstelle. Der König machte ihn sogleich zum Unterlieutenant, und der Fürst von L. nahm ihn zu seinem Adjutanten an. Von dieser Zeit an, war er sein täglicher Gesellschafter, und sein Begleiter in allen Gefahren des Kriegs. Der Fürst gewann ihn so lieb, daß er keine Stunde ohne ihn leben konnte, und in der That fand er darinnen einen Theil der Ruhe seines Herzens wieder, daß er Gelegenheit hatte, wenigstens auf diese Weise das grausame Verfahren wieder gut zu machen, wozu ihn seine unbezähmte Eifersucht verleitet hatte.

Als der Krieg zu Ende gieng, mußte Pleischwitz, der indeß Capitain geworden war, den Fürsten bey seiner Zurückkunft in die Residenz begleiten, und der ganze Hof erstaunte, einen Menschen, der so tief in die Ungnade dieses Herrn gefallen war, als seinen Günstling wieder mit ihm zurück kommen zu sehen. Rührend war der Auftritt, als der Vater des jungen Mannes, der ebenfalls noch am Leben war, mit der Equipage des Fürsten in die Residenz geholet wurde, und hier sein Sohn, in Beyseyn Sr. Durchlaucht ihm in

die Arme sank, und beyde den Stifter ihrer Glückseligkeit segneten und dankten. —

Schon längst war der Ruf von dem Glück des jungen Pleischwitz, und seiner Aussöhnung mit dem Fürsten, auch zu den Ohren Fräulein Juliens, seiner Retterin, und ihres Vaters gedrungen. Die erste freute sich ungemein darüber, daß ihr Unternehmen so gut gelungen war: der Vater aber, so sehr ihn auch die Menschenliebe seiner Tochter entzückte, und so lieb es ihm war, daß Pleischwitz durch sie seine Rettung gefunden hatte, fürchtete doch noch immer, von dem Fürsten der Unachtsamkeit auf den ihm anvertrauten Gefangenen beschuldiget zu werden, und — vielleicht wohl gar noch einer Bestrafung dafür ausgesetzt zu seyn.

In völlige Erfüllung schien auch wirklich seine Ahndung zu gehen, als er bald nach der Zurückkunft des Fürsten von einem Kommando Soldaten nebst seiner Tochter arretiret, und mit Wache in die Residenz gebracht wurde! Kaum war er hier angelangt, so führte man ihn und Julien vor den Fürsten.

„Es

LB Coburg

„Es ist nöthig,

sagte dieser Herr,

„daß Ihr eure Vergeltung dafür empfangt,
„daß Ihr meine Ordre übertreten, und
„den jungen Pleischwitz, welcher Dir al-
„ten Soldaten doch so heilig anbefohlen
„war, ohne meine Erlaubniß aus dem
„Arreste entlassen habt.

Der Kommandant war in der aller-größten Verlegenheit. Er schämte sich, daß er als ein so alter erfahrner Mann gestehen sollte, von einem jungen Mädchen hintergangen worden zu seyn, und — für seine Tochter, die er im Grunde sehr liebte, fürchtete er eine desto härtere Strafe, so bald er die Schuld auf ihr allein hängen bleiben ließe. Er antwortete endlich:

„Mein, und meiner Tochter Leben ist in
„ihrer Gewalt; Ew. Durchlaucht wissen
„den ganzen Vorfall; ich muß freylich die
„meiste Schuld auf dieses unbesonnene
„Mädchen schieben, welche aber doch blos
„ihr gutes Herz zur Uebertretung Ew.
„Durchlaucht Befehl verleitet hat. Stra-
„fen Sie uns, wie wir es verdient haben!
„— wir werden uns nie darüber bekla-
„gen können.

„Ihr

„Ihr wollt also zufrieden seyn,

versetzte der Fürst,

„mit dem, was ich euch zuerkenne?

„Ihr Befehl, gnädigster Herr,

antwortete der Kommandant,

„fordert unsere Unterwerfung. — Wir
„werden nicht murren.

„Und Sie, Fräulein?

sagte der Fürst.

Julie vergoß einen Strom von Thränen und versetzte:

„wenn meine That strafwürdig ist, gnä-
„digster Herr, so haben Sie über mich zu
„gebieten.

„Sie ist Vergeltungs werth,

antwortete er

„und diese Vergeltung ist meine Pflicht.

Er klingelte, und zog ein beschriebenes Blatt aus seinem Schreibeschranke. In keiner geringen Angst schwebten der Kommandant und seine Tochter: denn sie fürchteten, nunmehr zum Gefängniß geführt zu werden. Aber — welch freudiges Erstaunen! — in diesem Augenblick trat Pleischwitz in seiner

Staats-

Staatsuniform herein, und küßte dem Fürsten die Hand.

„Mein lieber Kapitain!

sagten Sr. Durchlaucht,

„ich habe diesem Fräulein und Ihrem Va„ter Vergeltung dafür zugesagt, daß sie „dich, ohne mein Vorwissen aus dem Ge„fängniß entließen: und diese Vergeltung „— bist du selbst. Du wirst mir ei„nen Gefallen erweisen, wenn du dem Fräu„lein deine Hand giebst. Diese Anweisung „von funfzig tausend Thalern aus meiner „Schatzkammer sey ihre Mitgift! —

Wer kann das wonnevolle Staunen des Kommandanten und seiner Tochter — die Ueberraschung des Kapitains — sein Entzücken — die Empfindungen und Ausbrüche der Dankbarkeit der drey Glücklichen — wer kann alles dies so lebendig darstellen, als es itzt auf den Gesichtern aller zu lesen war? — ich überlasse es der Einbildungskraft meiner Leser, und lege die Feder nieder. —

Pleischwitz und Julie sanken dem Fürsten zu Füßen, und dann — einander in die Arme. Der alte Kommandant weinte vor Freuden — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben.

Der

Der Fürst fühlte ganz die Wonne, drey glückliche Menschen gemacht zu haben, und — in wenigen Wochen wurde die Vermählung vollzogen.

Alles hatte nun der Fürst gethan, seine Gemüthsruhe wieder herzustellen, und — hätte nicht das traurige Andenken an seine unglückliche Gemahlin oft seine Seele noch getrübt, und sein Herz gefoltert — er würde sie in einer löblichen Regierung, und in der Glückseligkeit derer, die ihm ihren Wohlstand zu danken haten, — gewiß ganz gefunden haben.

Ende des zehnten Bändchen.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Lebensscenen aus der wirklichen Welt

Bd.: 10

1789

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/49
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941307-4